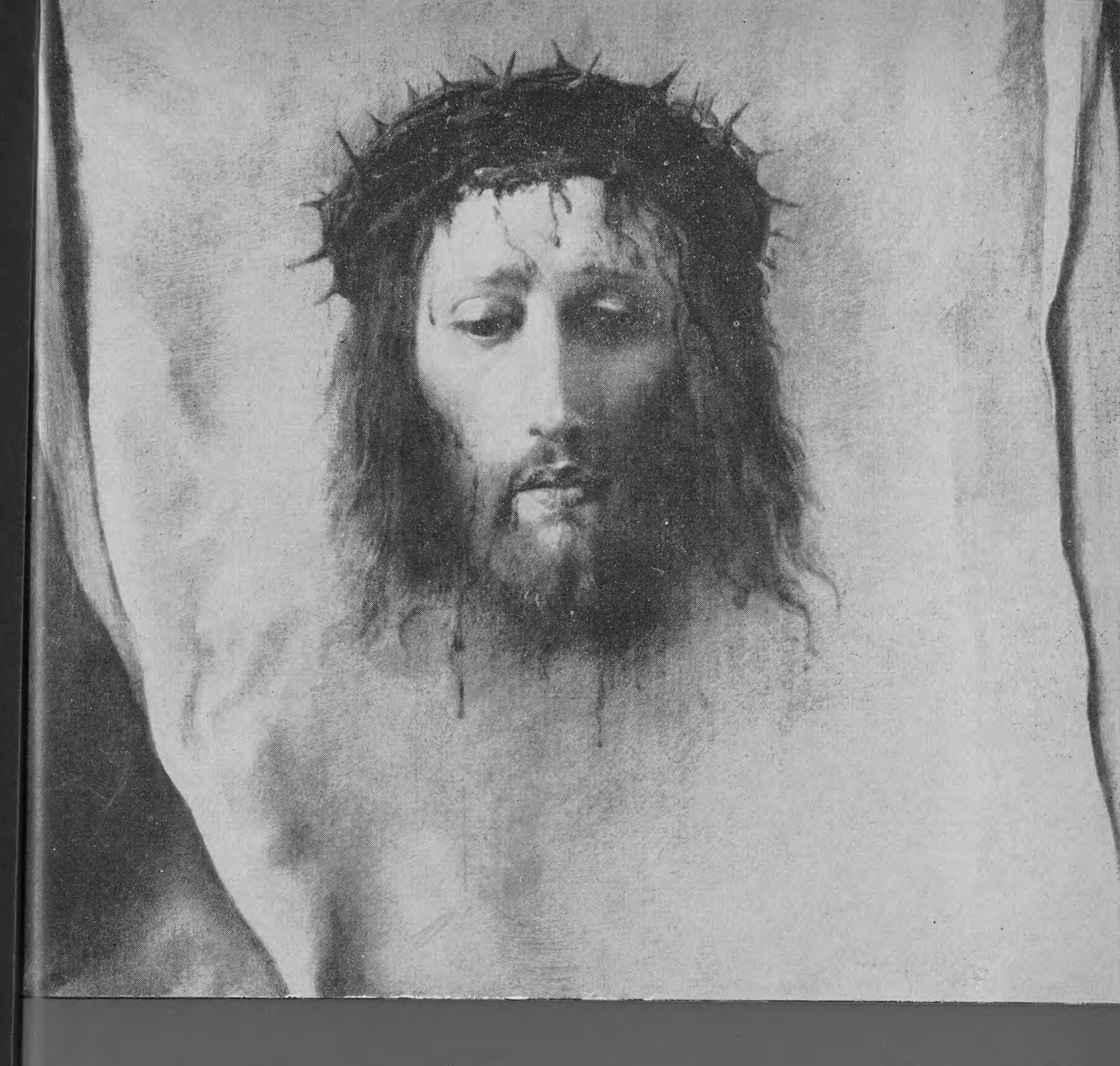


Maerz 1957

DER MARIENBOTE

Zu: Maria Verkündigung

Das Lied der Königin

von Josef Kühnel

„Hoch preiset meine Seele den Herrn und mein Geist frohlocket in Gott meinem Heilande! Denn Er hat angesehen die Niedrigkeit Seiner Magd. Großes hat an mir getan, Er, der da mächtig ist und dessen Name heilig ist. Denn siehe: Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter! . . . ."

Noch niemals ward ein stolzer Lied gesungen. Man hört's, wie es in einer großen Stunde von Gott eingegeben wird. So groß fängt's an! Ohne Auftakt! Aus der Überfülle des Herzens heraus! So hochgestimmt, so kühn, sicher und selbstbewußt: „Hoch preiset meine Seele den Herrn!" Wie zeigt's die erste Zeile schon. Maria weiß, daß ihr Gebet etwas gilt, daß ihr Lob kein leeres Wort ist. Und aus welcher Gottesreinheit und Gottvertrautheit heraus klingt das: „Mein Geist frohlockt in Gott meinem Heilande!" So spricht nur das erste Kind des Hauses, so frei und kühn und sicher, und so königlich überzeugt und überzeugend. Und der Mut der Kühnheit steigt noch, man möchte, man muß sagen, in schwindelnde Höhe, daß uns der Atem vergeht vor dem Wort unserer Schwester: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!"

Wer kann denn so reden? Maria, in der Schrift gebildet, die zur Ehrfurcht erzog, zur Ehrfurcht und Demut vor den heiligen Vätern des Volkes. Jeder Jude sprach mit Scheu vom „Vater Abraham", schaute mit Schüchternheit, wenn auch mit frohem Dank zu „Moses und den Propheten" auf. Auch Maria hatte seit Kindheit diese Ehrfurcht gelernt. Sie, das Kind aus schlichter Familie, die Jungfrau in einem Volke, wo das Weib noch nicht galt. Sie wagt das Wort, daran noch nie ein zweiter der Menschheit gedacht, auch nicht Moses gedacht, auch nicht Paulus, der selbstbewußte Mann, das Wort. „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!"

Maria, bangst du nicht? Erschrickst du nicht selbst vor deinem Wort? Wir erschrecken ja, wenn wir's nur hören. Doch so königlich sicher singt sie's und fährt fort, steigt von einem Gipfel auf den anderen Gipfel, von ihrem Lob zu Gottes Lob, von Mut zu Dank und Demut. Sie konnte so kühn reden, denn sie gibt ja ihr alles dem, der sie zur Auserwählten machte: „Großes hat an mir getan, Er, der da mächtig und dessen Name heilig ist!"

Mariens Mut ist ihre Demut. Soviel sie Magd ist, so viel ist sie Königin. Soviel Stolz in einem Menschen ist, so klein ist er; so demütig, so groß.

Maria ist eine Königin, weil sie so übergeschichtlich denkt, vom Standpunkt Gottes aus dem Weltgeschehen zusieht, Gottes starken Arm in allen Ereignissen wiedererkennt. „Er übet Macht mit seinem Arm!"

Maria ist Königin, weil sie vom Scheine nicht getäuscht wird. Reich und arm, hoch und niedrig, darin ist kein bestand. Gott kann gar schnell die Rollen wechseln. „Er zerstreut die Hoffärtigen; die mächtig sich dünken, stürzt Er vom Throne und erhöht die Niedrigen. Die Hungrigen erfüllt Er mit Gütern und die sich reich wähnen, läßt Er leer ausgehen." Und wenn es jemand wohl ergeht, ist es nur, weil Gott ihn in Seiner Erbarmung als Kind aufnahm. Alle aber will Er aufnehmen, denn Barmherzigkeit ist Gottes Wesen.

Maria ist Königin, weil sie Gott als Liebe erlebt, in allen Seinen Werken, „von Geschlecht zu Geschlecht", von Abraham bis zu Seinen Kindern in den fernsten Ewigkeiten.

„Schön bist du, meine Freundin, lieblich und anmutig wie Jerusalem. Furchtbar bist du wie ein geordnetes Heereslager. Gibt es auch viele Königinnen und Jungfrauen ohne Zahl — nur eine ist meine Vollkommene, die Auserkorene. Es sahen sie die Töchter und priesen sich glücklich. — Wer ist diese, welche da herankommt gleich der aufsteigenden Morgenröte, so schön wie der Mond, auserkoren wie die Sonne? — Dein Wuchs gleicht dem des Palmbaumes. Ich möchte emporwachsen zur Palme." (Hohelied)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang März 1957 Battleford, Sask. No. 6

Dies und Das

Rein werden und bereit „Fastenzeit" nennen wir die Tage zwischen Aschermittwoch und dem hohen Ostersonnntag. Eng und knapp ist dieser Name, genau so eng und knapp wie das, was viele heute unter „Fastenzeit" verstehen und daraus machen. Der Kirche sind diese Tage etwas Hohes und Heiliges — viel mehr als nur ein Fasten vierzig Tage lang. Wenn man bedenkt, wie leicht das leibliche Fasten von vielen genommen wird, wieviele Dispensionen erbeten und auch sich selbst gegeben werden, dann bleibt eigentlich fast gar nichts mehr vom Geist dieser heiligen und so wichtigen Zeit des Kirchenjahres übrig.

Da ist aber noch etwas anderes, das wir jahrjährlich während der Fastenzeit in unseren Kirchen beobachten können: Die Gläubigen kommen zur Wochentagsmesse. Ein innerer, übernatürlicher Instinkt — es ist das die Taufgabe der Frömmigkeit — scheint viele zu drängen, während der Fastenzeit mehr denn gewöhnlich zu beten, und zu beten in den Worten der hochheiligen Messe.

Die Kirche hat ihren Gottesdienst, und dieser Gottesdienst besteht aus heiligen Handlungen am Altare ihrer Gotteshäuser und aus dem Chor- oder Breviergebet, das täglich von ihren Priestern und Mönchen dem Herrn dargebracht wird. Verflochten in die Breviergebete sind Lesungen aus der Heiligen Schrift. Im Laufe eines jeden Jahres gehen die Schriftlesungen des Breviers durch die ganze Heilige Schrift.

Am Septuagesima Sonntag, am Tage, der die Fastenzeit einleitet, schlägt die Kirche das erste Buch der Bibel auf: Das erste Buch Moses. Und es lesen ihre Priester und Mönche und sie predigen dem Volke, wie Gott „vollendet den Himmel und die Erde und all ihre Vielfalt." Und „Gott sah alles, was Er erschaffen hatte, und es war sehr gut."

Und es liest die Kirche weiter, wie auch der Mensch, dem Gott Anfang gegeben, sich einen neuen Anfang schuf. Einen Anfang, der ihn hinter die Büsche trieb, um sich vor Gott zu verbergen. Und Gott wußte, und auch Adam wußte es: Nun war es geschehen! „Durch einen Menschen trat die Sünde in die Welt ein und durch die Sünde der Tod." (Röm. 5:12). Und dem „Wachset und mehret euch" Gottes begann der Mensch das schaurige Wachsen und Mehren der Sünde und des Sterbens hinzuzufügen.

Gottes Wohlduft hatte der Mensch sein sollen. „Er riecht schon", sprach Jesus am Grabe des Lazarus. „Er riecht schon", der Mensch, der da unruhig wie Kain durch die Wüste dieser Erde sich bewegt, von der Wahrheit zur Lüge, vom Licht in Finsternisse, vom Lieben in alle Tiefen des Hassens, vom Frieden in alle Quälereien der Kriege.

„Er riecht schon." Ernst stellt uns die Kirche dieses Bibelwort vor unser Gewissen. Wir sind erlöst durch Jesus Christus vom Übelgeruch des Bösen für die Herrlichkeit des Ewigen. Erlöst für diese Herrlichkeit, sind wir auch berufen, als Herrliche hier auf Erden zu leben: Voll des Gei-

stes der Herrlichkeit und der Heiligkeit Gottes.

Wie steht es um diese Herrlichkeit Gottes in uns?

Das ist die große Frage, vor der wir Katholiken uns während der Wochen vor Ostern stellen. Denn Ostern kommt, und am Ostertage steht vor uns als allererstes Wort der hl. Ostermesse die Botschaft Gottes: „Auferstanden bin Ich und bin bei dir!" Bin bei dir, dem Menschen.

Mein Gott ist bei mir — und das ist doch wohl das allerwichtigste Ereignis unseres ganzen Lebens. Ein Ereignis, an das ich glauben **muß,** wenn ich Gläubiger bleiben will. Ein Ereignis, das mich drängen muß zu prüfen: Bin denn ich auch bei Gott? Oder — riecht es schon in mir?

So sind denn die Tage zwischen Aschermittwoch und dem großen Ostersonntag nicht nur Zeiten des körperlichen Fastens: Sie sind Tage der Selbstprüfung, der Reinigung durch Fasten und Büßen von allem Schlechten, das wir durch Selbstprüfung in uns entdecken, und sie sind Tage der Vorbereitung auf ein ganz neues Christenleben in Jesu Ostergnade: Damit wir wieder werden durch Christus und in Christus Gottes Wohlduft.

Werden wir es nicht, ist unser Leben verfehlt!

Wohl zeichnet uns die Kirche am ersten Fastentage ein Aschenkreuz auf die Stirn, uns mahnend: „Bedenke es, o Mensch: Staub bist du, und zum Staube kehrst du zurück!" Dieses Wort: „Gedenke des Todes" ist aber nicht der Hauptgedanke, der uns leiten soll durch alle Tage der Vorosterzeit. Ein ganz anderes Wort soll uns all die vierzig Tage lang vor unseren Augen stehen: Gedenke des Lebens! Gedenke des heiligen Lebens der Gnade durch die Taufe und Eucharistie, das Christus uns am Kreuze erkauft und in Seiner Auferstehung sicher gestellt. Gedenke der Herrlichkeiten des Lebens, die du seit deinem Tauftage in dir trägst und voll entwickeln solltest, damit du wirst wie Gott dich will: Zum Abbild Seiner Größe und Tiefe und Weite und Höhe!

So ist denn die Fastenzeit nicht nur „Zeit des körperlichen Fastens." Sie ist eine Zeit der innerlichen Reinigung und der Bereitung auf ein neues, an Gottestreue und Gottesliebe vollständig anderes, besseres, heiligeres Leben. Ostern war den Christen nie nur ein Fest, das zur Ehre Gottes einmal im Jahre gefeiert wird. Ostern, Pascha, wird von den Vätern der Frühkirche mit dem Worte „Übergang" übersetzt: Der Übergang aus Ägypten, dem Lande des Unglaubens und der Sünde, in das Gelobte Land Gottes, wo die Menschen als Söhne und Töchter Gottes leben, als Söhne und Töchter Seiner Gerechtigkeit, Seiner Liebe, Seines Friedens, teilnehmend durch die Gnade an allem, was Ihm eigen ist.

„Übergang" vom Schlechten zum Rechten, vom Unheiligen zum Heiligen ist uns die ganze Osterzeit mit ihren fastenden Vortagen und mit ihren frohen Nachfeiern, Ostern selbst im hohen Mittelpunkt. Denn auf die göttlichen Ostertaten Jesu Christi den Blick des Glaubens, des Hoffens und der neu erweckten Liebe gerichtet, fasten wir und feiern wir und bewirken wir „Pascha", den heiligen Übergang unseres Lebens vom schon riechenden Grabe zum neuen Wohlduft des „Jesus Christus in uns und wir in Ihm."

Der „Übergang", unser Pascha, ist das allerwichtigste aller Christenwerke. Die „hauptsächlichste Handlung der Gottesverehrung, Höhepunkt und Mitte der christlichen Religion" ist jedoch das Karfreitagsopfer Jesu Christi, fortgeführt bis ans Ende der Zeiten in geheimnisvollster Weise vom Sohne Gottes im Meßopfer, schreibt Papst Pius XII. in seiner Enzyklika „Mediator Dei". Unsere Werke zählen erst, wenn sie in den Händen und im Herzen des Erlösers liegen. Erst durch unsere Teilnahme am „Gottesdienst" Jesu Christi und Seiner Kirche, erst durch unsere Teilnahme am Opfer Jesu während der Messe werden uns unsere Werke "gesegnet, angerechnet, vollgültig und Gott genehm." Seit der Lehre Jesu: „Wer mein Nachfolger sein will, nehme sein Kreuz und folge Mir", ist der Christ in eine Schicksalsgemeinschaft mit dem fleischgewordenen Herrn getreten: Er opfert, und ich muß opfern in Ihm das Fleisch und das Blut des Herrn und das Fleisch und das Blut meines eigenen Lebens, des äußeren und auch des innersten Lebens.

Durch das Opfer der hl. Messe erst treten wir in Verbindung mit Gott. Und was das für eine Verbindung ist!

Während der hl. Wandlung erhebt der Priester das konsekrierte Brot — den für uns zerschlagenen, geopferten Leib des Herrn. Das ist das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Durch Ihn wird die Schuld unserer Sünde von uns genommen.

Und es erhebt der Priester den Kelch mit dem Blute des Herrn.

Als allererstes Wunder hatte der Herr einstens Wasser in Wein verwandelt, damit die Gäste frohe Hochzeit haben. Am Abend vor Seinem Sterben aber nahm Er Wein und verwandelte ihn in Sein Blut — und das Blut des Herrn ist weit mehr als nur Gotteskraft, die hinwegnimmt die Sünden

der Welt. Das Blut des Herrn ist der Wein des geheimnisvollen Hochzeitsmahles Jesu mit der Seele. Nicht nur Retter von Sünde und Strafe ist uns Christus: „Bräutigam" nennt die Kirche Ihn schon in der Weihnachtszeit, „Bräutigam", der immer nur aus Liebe handeln kann und der auch alles tut, was die Liebe eigentlich will: Nicht nur verzeihen, sondern ewige Kommunion, ewiges Zusammensein des Bräutigams und seiner Braut, des fleischgewordenen Gottes und der Seele.

"Auferstanden bin Ich und bin bei dir!"

So ist uns denn die opfernde Teilnahme am hochheiligen Meßopfer das größte und das wichtigste aller Fastenwerke. Pascha, Übergang, kann in uns ja nur dann werden, wenn wir vom Lamm auch wirklich hinwegnehmen lassen alle Sünden der Welt unserer Gewissen, und wenn wir das Blut des Kelches trinken als Hochzeit mit Gott, als Hochzeit auch unsererseits, indem wir uns hingeben als Braut dem Bräutigam in der selben „Liebe bis zum Äußersten" (Joh. 13:1), mit der sich Jesus Christus hingegeben am ersten Karfreitag, und immer wieder hingibt, wenn es zur Wandlung läutet.

„Die Liebe ist das Größte! Trachtet nach der Liebe!"(1 Cor. 13:13).

Für Leitartikel wählt man immer, was gerade das Wichtigste und Entscheidendste des Tages ist. Wollte es uns einmal nur einleuchten, daß der Völker Not und Wege ohne Ausweg nur in so fern wichtig ist, als es sich da immer um Einzelmenschen handelt — und um den erlösenden Gott oder knechtenden Satan. Auch der Christ **muß** große Politik machen. Liebe und Gerechtigkeit nach den „Maßen Christi" sind ihm anvertraut. Darum muß er handeln in Liebe und Gerechtigkeit, auch in der Politik.

Es wird uns Christen aber nie die große Politik gelingen, wenn wir die Politik der Seele, der Durchchristlichung unserer Gewissen und unseres Lebens nicht höchst ernst nehmen.

Ob wir es tun, prüft der Christ während der Fastenzeit. Es besser zu machen als bis jetzt, glaubender und frömmer, vor allem aber gottüberzeugter und gottliebender, dazu bereitet sich der Christ während dieser Tage vor Jesu Osterstunde.

„Auferstanden bin Ich und bin dei dir" — nun stelle dich als Christ an die Seite deines Gottes!

– Der Schriftleiter

An alle deutschen Gemeinden

Am ersten September dieses Jahres feiert der Marienbote seinen 25. Geburtstag. Fünfundzwanzig Jahre im Dienste der deutschsprechenden Katholiken Kanadas. Die Neueinwanderer werden wohl mit halb mitleidigem Blick den kleinen Marienboten betrachten. Sie sind bessere, schönere, reichere katholische Zeitschriften gewohnt.

Wir waren drüben aber vieles gewohnt, was wir hier nicht haben — doch haben könnten, wenn wir nur wollten. Auch ein interessantes, katholisches Blatt. Wir sollten es haben. Möchten wir nicht einmal in Regina, in Edmonton oder in Vancouver gerne wissen, wo die deutschen Katholiken im Osten Kanadas zur Kirche gehen? Wie ihr Vereinsleben dort aussieht? Was dort die Kolpingssöhne machen? Sollten wir nicht mehr haben als Katholikentage nur für den Westen oder nur für den Osten? Haben wir nicht tausend gemeinsame katholische Interessen? Früher hatten wir hier in Kanada einen deutschen katholischen Volksverein, auch katholische deutsche Wochenzeitungen. Mit den alten und ersten Ansiedlern ist nun alles ausgestorben. Eigenartig, diese ersten katholischen Ansiedler deutscher Sprache waren meistens Bauern. Und dazu nicht einmal aus Deutschland. Sie kamen aus Rußland, Rumänien, Ungarn, Österreich, sie kamen ohne viel Schulbildung — und doch ist die katholische Kultur deutschen Schlages, die sie hier in Kanada aufbauen konnten, bewunderungswert. Sie kamen zwar nicht so weit, Konzerthäuser, Tageszeitungen, deutsche Hochschulen usw. zu erbauen. Dinge, die uns "imponieren", weil sie etwas mit "Kultur", wie wir sie kennen, gemeinsam haben. Was wird aber jetzt getan — seitdem wir Tausende deutscher Katholiken von weit besserer Schulbildung im Lande haben?

Wachen wir doch auf! Man kann nicht immer nur an sich selbst denken — wenn man katholisch sein und bleiben will! Versuchen wir es doch einmal, ob wir nicht bekannt miteinander werden und so einmal nachschauen könnten, ob es da nicht doch viele Dinge gibt, die uns alle interessieren würden. Dinge besonders, die uns das Teuerste erhalten helfen, was wir aus der alten Heimat mit nach Kanada gebracht haben: Die Kultur unserer katholischen Religion und die Kultur unseres Sprachgutes.

Im September feiert der Marienbote sein silbernes Jubiläum. Wir rufen alle Katholiken und alle katholischen Gemeinden deutscher Sprache auf: Organisiert einen Werbezug für den Marienboten! Verbreitet unser Blatt! Verbreitet es, damit es wachse und uns allen etwas werden könne!

Du einzige Hoffnung o Kreuz, sei gegruesst

von C. Willeke

Es ist eine Tatsache, über die es sich nachzudenken lohnt: es gibt Menschen, die hassen das Kreuz. Ist es deshalb, weil sie im Kreuz das Werkzeug und Zeichen eines besonders grausamen Strafvollzugs sehen?

Die zum Kreuzestod Verurteilten starben, wenn nicht besondere Umstände ihnen den "Gnadenstoß" erwirkten, in einer Todesqual, die drei und auch acht Tage dauern konnte, bis Hunger und entsetzlicher Durst, Wettereinflüsse, Fieber Raubvögel und die Millionenzahl der Insekten ihr zerstörerisches Werk vollendeten. Aber es gab und gibt in der Geschichte doch noch andere Zeichen, in deren Namen unfaßliche Grausamkeiten verübt wurden und verübt werden, z. B. das Hakenkreuz oder Sichel und Hammer. Wieviel Unschuldige haben unter diesen Zeichen ihr Leben lassen müssen!

Dennoch bleibt es seltsam: es gibt Menschen, die Grausamkeit und Ungerechtigkeit verabscheuen; die Hakenkreuz, Sichel und Hammer nicht lieben, bei ihrem Anblick aber gleichgültig bleiben und sich nicht sonderlich erregen. Fällt ihr Auge jedoch auf das Kreuz, dann scheint etwas Unheimliches in ihnen wirksam zu werden. Sie werden wild und lästern, ja schäumen oft vor unsinniger Wut, und wo sie das Gesetz nicht zu fürchten haben, ist es ihnen eine Lust, Kreuzbilder zu zerstören. Wer wollte leugnen, daß hier "das Geheimnis der Bosheit" am Werke ist, die Macht der Finsternis, die durch das Kreuz besiegt wurde. Der Haß gegen das Kreuz gilt dem Einen, dem absolut Unschuldigen, der durch seinen freiwilligen Opfertod am Kreuz dieses Zeichen der Schmach und des Fluches zum Mittelpunkt der Weltgeschichte machte, zu einem Zeichen, in dessen Dienst allein es wirkliche Ehre und bleibenden Segen gibt. Dieses Zeichen antwortet ein- für allemal auf alles Beten und Flehen der Menschen, auf alle Tränen der Mühsal und des Leidens, auf alle Einsamkeit der Verlassenen und auf alle Seufzer der Sterbenden.

Der am Kreuz mit ausgebreiteten Armen starb, hat alle Last und alle Schuld auf sich genommen. "Er hat an unserer Statt den Fluch auf sich genommen. Es heißt ja: Verflucht sei jeder, der am Holze hängt." (Gal. 3, 13). Seitdem ist die Menschheit grundsätzlich als Ganzes erlöst; es kommt nur darauf an, den Einzelmenschen teilnehmen zu lassen an dem unendlichen Reichtum der Gnade des Erlösers, die durch keine Menschenschuld je wird erschöpft werden können. Alles Erbarmen, alles Heil, das Gott schenkt, schenkt er im Namen des gekreuzigten Gottessohnes, im Zeichen des Kreuzes, in dem allein Heil ist. Seitdem geht aber auch vom Kreuze, an dem einst Verbrecher sich und die Welt verfluchend starben, ein geheimnisvoller Bann aus, eine stumme Aufforderung, ein Locken und Ziehen, ein liebevolles Mahnen und Erinnern: Ich wurde auch für dich gekreuzigt.

Das Wort Christi wird wahr: "Wenn ich von der Erde (am Kreuz) erhöht sein werde, will ich alles an mich ziehen."

Als der Dichter R. M. Rilke einmal vor der neuesten Schöpfung eines modernen Bildhauers stand, sagte er nach einer Weile "Jetzt müßte ich mein Leben ändern." Wer sich in das Geheimnis des Kreuzes vertieft, wer es bedenkt, daß der Gekreuzigte von sich sagen konnte: "Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?" und nach seiner Auferstehung: "Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden", der muß es erschüttert ahnen, daß das Geheimnis des Kreuzes zutiefst ein Geheimnis der göttlichen Liebe zu uns Menschen ist. Der Gottessohn entkleidet sich aller Macht; um der göttlichen Gerechtigkeit überreich genugzutun, stirbt der Sündenlose den Tod der Schmach und der Schmerzen, den Tod der Sünder. Er stirbt ihn für uns alle.

Das ist die Predigt des Kreuzes an uns. Du mußt deine Sünden ernst nehmen: hör auf, ihnen harmlose neckische Namen zu geben! Denk daran, was die Sünde in den Augen des allheiligen Got-



tes bedeutet, daß Gottes Sohn sie so hat sühnen wollen. Willst du Barmherzigkeit, so leugne nicht, daß du ein armer Sünder bist.

Weiter mahnt das Kreuz: Warum gierst du nur nach Genuß und aller Bequemlichkeit, weichst ängstlich allem Leid aus und wirst feige, wenn Spott und Demütigung drohen? So findest du nie den Frieden. Er erwartet dich auf dem Kreuzwege, in der Nachfolge Christi, der Selbstverleugnung und Annahme des Kreuzes von seinen Jüngern verlangt.

Auch das noch predigt das Kreuz: Ich bin die Mitte der Weltgeschichte, ich bin das Gesetz der Zeiten und eines jeden Menschenlebens. Keiner kommt an seinem Kreuz vorbei, kein Jahrhundert und kein Mensch. Wie das Kreuz getragen wird, aufbegehrend oder geduldig, das ist die Frage.

Das Böse und der Böse wirkten in der Welt; sie haben den Heiligen Gotes am Kreuz besiegt, so meinten sie. Erkenne es; das Kreuz kündet von Niederlage, und dahinter ist doch der Sieg; vom Untergang, Tod, ewiger Schmach, und in Wirklichkeit schenkt das Kreuz Aufgang, Leben, ewigen Ruhm. Der Apostel Paulus, selbst einst ein Feind des Kreuzes, hat es erlebt: "Mir aber sei es fern, in etwas anderem meinen Ruhm zu suchen als in dem Kreuze unseres Herrn Jesus Christus" (Gal. 6, 14).

Ein Zeichen der Scheidung und Entscheidung ist das Kreuz. Vor ihm gibt es keine Neutralität, kein Paktieren mit der Sünde und mit Gott. Seine Predigt versteht auch der Weltmensch; er weiß, daß hier Ansprüche an ihn gestellt werden, wie sie kein Zeichen irdischer Macht an ihn stellt.

Er will das nicht. Er fühlt sich belästigt, beunruhigt. Kampf gegen die Sünde, die zügellose Begierde? Ablassen von den Werken der Welt, von Laster und Ungerechtigkeit? Das ist ja Weltflucht und Lebensfeindlichkeit! Wie er sich ereifert, der Gute! Und wie ihm die vielen Beifall geben: verbieten müßte man die Botschaft des Kreuzes, jawohl! Abschaffen die Zeichen des Rückschritts und der Dunkelmänner! So machen sie sich gegenseitig Mut zu ihrer Kreuzesablehnung, die nur allzuschnell mit der Verblendung der Gewissen zur Feindschaft, ja zum Haß gegen das Kreuz wird. "Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Ende ist das Verderben. Ihr Gott ist der Bauch. Ihr Ruhm liegt in ihrer Schande. Ihr Sinnen geht auf das Irdische" (Phil. 3, 19).

Am 14. August 1912 starb in Stockholm der Dichter August Strindberg an Magenkrebs. Zeitlebens stritten sich in diesem genialen Menschen, dessen Werke auch heute noch gelesen und aufgeführt werden, der Dämon und der Engel, das Böse und das Gute. Durch alle Tiefen der Verzweiflung ist er gegangen. Wo seine Zeitgenossen auf halbem Weg der Ablehnung Gottes und des Gekreuzigten stehenblieben, da ist er den Weg, ähnlich wie Nietzsche, zu Ende gegangen. Er hat alles zu Ende gedacht und zu Ende gelitten. Und fand am Ende wieder das Kreuz und mit ihm Frieden. Der tote Dichter im Sarge hielt in seinen Händen das Neue Testament, in dem der Kranke täglich gelesen hatte. Auf seinem Grabkreuz im Friedhof zu Stockholm stehen die Worte: O crux ave, spes unica! — O Kreuz, sei gegrüßt, du einzige Hoffnung!

Etwas über Zungendiät

von Ludwig Lenzen

So viele Menschen, so viele Charaktere. Das Ideale ist ein Fastenopfer nach persönlicher Anlage. Wie wäre es da für manchen mit der Zungendiät? Jeder wird im eigenen Leben feststellen können, wieviel Unfriede, wieviel Feindschaft, wieviel heimliches Leid und bittere Kränkung aus leicht hingeworfenen Worten, aus Geschwätzigkeit und unbeherrschtem Reden kommen. Viel schwerer, als auf eine Speise zu verzichten, ist es oft, sich ein schadenfrohes Wort oder schnelles Urteil zu versagen. Wer glaubt, sich aus Gesundheitsgründen im Essen kein Fasten auferlegen zu können, findet hier ein weites, sehr ergiebiges Feld. Auf einen Nadelstich gegen die Nachbarin, einen Witz über den Chef, ein scheinbar geistreiches, doch nicht ganz sauberes Wort in der Unterhaltung zu verzichten, kann große Überwindung kosten. Der Rundfunk, die Witzecke einer Zeitung wirft einem den Ball zu, ihn jetzt nicht auffangen, sondern das Wort hinunterschlucken, verlangt oft einen geübten Willen. Man hört etwas über Nachbarn, und wird in der Verbindung bestimmter Vorstellungen zum Lachen gereizt, doch jetzt auf das Vergnügen, andere zu unterhalten, verzichtet!

Wir reden, belächeln und verurteilen so viel. Da sind die bissigen Kritiker, die unverbesserlichen Nörgler, die feinen Spötter, die weiblichen Hechtelmaschinen und vor allem die gedankenlosen Schwätzer, zu denen wir alle manchmal gehören, nicht boshaft, nicht bewußt, nur eben völlig oberflächlich. Und sind selber so schnell gekränkt und finden das Urteil, das uns selbst betrifft, so leicht entstellt und gröblich verfälscht in der Zungendiät. Übe sie jeder wie er sie anderen wünscht!

Maria steht im Herzen der heiligsten Dreifaltigkeit. Ihre Gotteskindschaft ist die vollendetste Teilnahme am inneren Leben der Gottheit. Was die Theologen von den Tiefen des Gnadenlebens künden, das gilt in ganz einzigartiger Weise von der „Gnadenvollen".

Julius Tyciak

Menschen der Sehnsucht

von Pfarrer G. Grimme

„Christ Unterwegs", Dez. 1956

Es ist nicht ein kitschiger Filmtitel!

Das sind wir! Wir Heimatfernen und -vertriebenen! Das uns von Gott zugedachte Lebensschicksal hat uns die Sehnsucht gelehrt.

„Du bist ein Mensch der Sehnsucht" ist ein adventliches Wort der Bibel. Einst zum Propheten Daniel in der Verbannung in Babylon gesagt. 70 Jahre konnten damals dem verjagten und verstreuten Volke die Sehnsucht und das Heimweh nicht aus dem Herzen bringen.

Bei manchen von uns haben zehn Jahre — sieben davon waren für einige sogar schon wieder „fette" — gereicht, um die Sehnsucht schwinden zu lassen.

Der Advent soll uns wieder hellwach machen.

Wie leicht man doch wieder einschlafen kann, und damals meinten wir, wir könnten das Erlebnis niemals überwinden und vergessen.

Aber die brüllenden Panzer von Ungarn und krachenden Bomben vom Suezkanal haben doch manchen wieder wachgeknallt . . . in der Wochenschau. Ich sah, wie die Menschen zusammenfuhren, und hier und dort weinte auch jemand.

So ist die vorweihnachtliche Mahnung diesesmal wirksamer: „Die Stunde ist da vom Schlafe aufzustehen."

Aufwachen! Reibt euch den Schlaf aus den Augen! Hört auf zu gähnen, wenn von den eschatologischen Greueln die Rede ist.

Sonst ist deine Frömmigkeit eingerostet.

Gemütlich sind diese Ankündigungen der Endzeit wirklich nicht.

Und die Schrecken der apokalyptischen Reiter werden auch nicht mit einigen Dosen gehamsterten Oliven-Öls zu besänftigen sein.

Man darf es nicht tragisch nehmen, hört man schon wieder sagen.

Das sind die schlafenden Glieder des Gottesreiches.

Wir sollen hören: „Laßt uns also nicht schlafen wie die andern, sondern wachsam und nüchtern sein" (1. Thess. 5. 6).

Aber vielleicht bin ich auch nur ein Wüstenprediger!

Wüstenprediger gelten als kleine Sensationen, damals wie heute.

Man hört sie sich aus einem gewissen Mitleid an. Manchmal können sie recht originell sein!

Wenn St. Johannes Baptista aus der Wüste gerufen wird, wenn er Jahr für Jahr unser Führer zur Weihnacht ist, dann gewinnt auch die „Wüste", aus der er kam, für uns eine andere Beleuchtung.

Wüstenschlachten zeigen uns die Bilderberichte, aber Wüste, das trockene ausgedörrte, wasserleere Land, wo die Sonne unbarmherzig glüht, wo die Winde über weite Flächen rasen können, wo kein Baum und kein Schatten ist, wo der Löwe beutegierig brüllt . . ., ist ein Menschenherz, das zur Wüste geworden ist, nicht noch viel grauenhafter?

Wo keine Heimat ist, da ist Wüste. Wo die Mitmenschen uns nicht mögen, wo wir nicht einwurzeln können, wo die Winde uns immer noch von vorne kommen und immer noch nicht die gesicherte Ruhe des Feierabends in einer Oase, da ist Wüste für unser Herz.

Dann kommen uns ähnliche Sehnsuchtslieder wie den Kamelreisenden in der Sahara über die Lippen, und nicht wenige von uns haben sich durch eine Fata morgana irreführen lassen.

Ein Heimatvertriebener schrieb die hier folgenden Gedanken. Es war zur Adventszeit, als sie ihm aus seinem gläubig-mutigem Herzen kamen. Auch jetzt, zur Fastenzeit, sind sie uns — besonders den Neueingewanderten, neue Heimat Suchenden — ein Ruf ins Herz und ins Gewissen. Bleiben wir wach — auf Wache mit Gott.

Man meint eine Stadt zu sehen mit Wasser und Schatten und Herbergen, und es war doch alles nur Einbildung.

Wir heimatfernen und -vertriebenen Menschen können schon davon sprechen, was eine Wüste ist und wie das Herz verdorrt und wie sich das Auge rot weint und das Träumen nicht aufhören will.

Aber die Wüste kann auch Segen sein. Wenn wir die große Einsamkeit meinen, die tiefe Stille und die weite Ruhe. Das ist der Ort, wo der Mensch am leichtesten seinem Herrgott begegnet.

Dann sind wir sogar dankbar dafür, daß wir in die Wüste gesät wurden.

Als wir noch dicht beieinander saßen im Lager, merkten wir es doch, wie der Mensch sich wundreibt aneinander. Damals sehnten wir uns nach Einsamkeit, damit unser Ich wieder zu sich selbst finde.

„Die Nacht ist vorgeschritten."

Jedes Jahr wird der Vers aktueller. Und wir hatten schon geglaubt, es könne nichts mehr überboten werden, als das, was wir selbst erlebten.

„Der Satan löscht die Lichter aus
und läßt die Welt erblinden.
Wir suchen einen Weg nach Haus
und können ihn nicht finden."

Jetzt ist er wieder zum Großangriff angetreten. An so vielen Punkten der Welt. Er probiert es wieder, weil er niemals so gute Geschäfte macht als in einem Kriege.

Der Satan kämpft mit allen Hilfsvölkern. Vielerorts schlafen die Christen aber, sie merken es nicht.

Ein deutscher Bischof sagte vor einiger Zeit: „Wenn ein kämpfendes Gottlosentum auf ein schlafendes Christentum stößt, kann der Ausgang des Ringens nicht zweifelhaft sein. Ob wir wollen oder nicht: die Welt geht in rasendem

Tempo einer Neugestaltung entgegen."

„Während alles schlief, kam sein Feind, säte Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon."

Das hat der Herr gesagt, und wir sollten es hören.

Der Satan wird in den letzten Zeiten immer angriffslustiger werden, weil er spürt, daß ihm am großen Entscheidungstage alle Macht genommen wird.

Es geht immer mehr darum, ob der Satan, der Affe Gottes, der Menschenfeind von Anbeginn, wirklich Fürst dieser Welt ist oder nicht.

Aber die schlafenden Christen verhelfen ihm dazu.

Darum muß es Menschen der Sehnsucht geben, weil ein solcher noch hundert schlafende und lahme Zeitgenossen mitziehen muß.

Solche Menschen, die wissen, daß man von der Sehnsucht — nach Frieden und der gerechten Ordnung Gottes, der Gerechtigkeit, die den Frieden schafft — nicht redet, sondern daß man sie lebt.

Wer die Sehnsucht danach hat, ist auch verantwortlich!

Schon das bloße Dasein eines guten Menschen macht die Welt hell und schön.

Nicht die Kraftausdrücke, sondern die Lebenstaten sind der Beweis der Persönlichkeit.

Die Befriedung der Welt kommt durch die Menschen der Sehnsucht.

Nur Typen wie St. Johannes Baptista imponieren heute noch.

Konsequent und hart und zielbewußt. Sie wirken durch das, was sie sind, noch mehr als durch das, was sie tun.

Wir glauben nur noch an Zeugen, die sich totschlagen lassen.

Der echte Christ, dem die eigene erlebte Not die Sehnsucht lehrt, ist wie ein Rückstrahler.

Dieses kleine Spiegelchen an Fahrzeugen kann viel Unglück verhindern. Auch wenn es nicht in eigener Kraft leuchtet, auch wenn es nur in anderem Licht aufstrahlt.

Wo die Sehnsucht in ein Menschenleben gekommen ist, da leuchtet es auf.

Wenn wir doch viele solche Brüder hätten, die das eigene Leid für die anderen in Kraft ummünzen könnten!

Mag sein, daß sie unbequem sind. Weil sie die anderen aus ihrem Taumelleben aufschrecken.

Aber Vorspringer müssen sein! Die andern müssen gezogen werden!

Weit entfernt, daß wir daran denken, daß die Welt sich zu Christus bekehren werde.

Das Gottesreich bleibt immer die kleine Herde. Auch hier gilt einer für hundert.

Aber die wenigen echten „Sehnsuchtsgeladenen" dürfen nicht versagen. Wegen ihrer Sauerteigaufgabe.

Die muffig gewordene Gemütlichkeit im Christentum muß endlich verschwinden.

Wer nimmt die Sehnsucht noch ernst?

Verzierung wie die ganze Religion für viele Menschen.

Wächst doch mitten unter uns ein neues Heidentum, das nicht die geringste Sehnsucht mehr hat.

Die neuen Heiden, die dem Bolschewismus das Terrain bereiten.

Sie quittieren grinsend die Botschaft der Weihnacht.

Der damalige Advent kannte noch ein Warten und Hoffen und „Seufzen" nach dem Friedensbringer. Das neue Heidentum erklärt: „Wir haben Gott getötet."

Wir leben nur noch vom Duft einer leeren Flasche.

Da kann ein Feuerrudel knakkend darüberknirschen.

Und die Orgeln dieser Invasionen sind noch schlimmer als jene Stalingradorgeln, die uns in unseren Träumen noch so oft quälen, weil wir ihr Heulen und Krachen und ihre vielen Opfer noch vor uns sehen.

Natürlich kann ein lahmes Christentum niemand aufwecken!

Wenn ihr jetzt kalt seid, wird ganz Europa ein Nordpol, eisig und sternenleer.

Wenn ihr jetzt schlaft, wird die

Laßt keinen Tag vorüber gehn, an dem nicht, eh' der Abend naht,
ein Liebeswerk von dir geschehn, sei's gutes Wort, sei's gute Tat!

GOTT! — St. Augustinus

Überall, wo ich Großes und Schönes sah,
suchte ich dich, mein Gott, und überall fand ich dich.
Alle Geschöpfe habe ich nach dir befragt, und alle antworteten:

HIER IST ER!

Ich habe das Meer nach dir befragt.
Du ruhtest in seinen Abgründen und ließest
durch seinen Schoß hin das Leben sich mehren.
Ich habe die zerklüfteten Berge nach dir befragt,
und ihre stolze Höhe hat mir zugerufen:

HIER IST ER!

Im Schatten der Wälder bin ich dir begegnet; ich habe dich im Blitz vorüberzucken sehn, habe dich vernommen im Dröhnen des Donners und im Toben der Gewitter, und mein Herz hat nicht gezittert; denn du warst es. Beim Morgengrauen und in der Abenddämmerung habe ich dich gegrüßt, in der Kühle des Tages dich gesucht, im sanften Murmeln der einsamen Quelle dich gehört.

Ich habe die perlenden Töne aufgesammelt, die
Tausende kleine Sänger zu dir emporsenden.
Mein entzücktes Auge hat dich entdeckt,
wie du das Hin und Her des Insekts leitest,
und staunend hat mein Blicke
auf den Geheimnissen geruht, mit denen deine
Weisheit das Leben einer Blume erfülle.

Ich habe dich im geheimen Arbeiten der Naturkräfte erspürt, und alles sagt in einer Sprache:

HIER IST ER, DER HERR DES HIMMELS UND DER ERDE

Welt ein Zirkusplatz des Satans!

Wenn ihr jetzt versagt, wer soll an eure Stelle treten?

Jeder Advent und jedes Weihnachten ist eine neue Chance.

Nutzt sie aus!

Wenn uns die heilige Nacht wirklich trösten soll, müssen wir uns wegreißen von aller Schläfrigkeit. Schläfrigkeit macht oberflächlich. Verflachung ist Auszehrung.

Ein französischer Pfarrer hat gesagt: „Meine Pfarrei stirbt an der Langweile." Deine vielleicht auch?

Hast du den Spruch im Bierhaus gelesen: „Trink dir noch eins und sei nicht dumm, platzt die Atombombe, dann bist du stumm"?

Wenn ja — denn Prosit der Gemütlichkeit!

Die drohende Angst vor dieser Atombombe könnte uns ein friedliches Weihnachten schenken!

Wie paradox!

Wenn die mörderische Gemütlichkeit unseres lahmen Glaubens uns verschwindet!

Wenn unser Behagen erschüttert würde!

Wenn unser devotes bürgerliches Christentum für den Hausgebrauch wieder Sprengkraft bekommen würde!

Wenn durch uns wieder Ewigkeitsatem in die von kaltem Grinsen erfüllte Erde kommen würde!

Das kann die Gnade unserer Tage sein, daß wir, die wir zum zweitenmal davongekommen sind, noch einen Advent haben dürfen, in dem uns der Herr ruft!

In einem Flüchtlingslager war dieses nur tägliches Gebet damals: „Vater im Himmel! Weil du es bist, der alle Dinge so geordnet hat, so füge ich mich darein; ich will was Du willst.

Bewahre mir das Glück, das Du mir nahmst, für die Ewigkeit auf.

Ich danke Dir für die schöne Vergangenheit, die Du mir geschenkt hast. Die Gegenwart opfere ich Dir auf, die Zukunft vertraue ich Deiner Liebe an."

Darum geht es jetzt: diesem Advent einen starken Gegenwartswert zu geben und einen tiefen Ernst.

Wie mancher weiß mit dem Kommen des Herrn wenig mehr anzufangen. Er meint, das wäre historisch . . . dieser Antiquar!

Und das Reich Gottes ist doch noch im Kommen. Wenn wir ganz ehrlich sind . . . es ist wieder ferner als je, das Friedensreich Christi.

Aber weil wir so lahm sind und schläfrig und ohne die feine stille Freude des Herzens.

Die Stillen im Lande werden die Botschaft wieder hören . . . .

Und die sollen den anderen die weihnachtliche Sehnsucht lehren.

Der Verborgenste und groesste Heilige

von Friedrich Schelling

Der heilige Joseph hat nichts Sensationelles und Mitreißendes an sich. Er hat nichts Großartiges gesagt, er hat anscheinend keinerlei überwältigende Tugenden an sich, er wirkte keine Wunder und war kein heldenhafter Martyrer. Das Volk machte ihn zu einem etwas hilflosen Greis, freundlich, bärtig, harmlos. Fast ist dieser Joseph von Nazareth bemitleidenswert. Und ist denn nicht einer ein Narr — Hand aufs Herz —, der das Brautgeheimnis seiner Frau durch die ganze Ehe wahrt, ein armer Teufel, wenn er sich an der Werkbank, auf dem Zimmerplatz und im im Wald, wo sich damals die Zimmerleute die Bäume selber schlagen und entästen mußten, im Schweiße seines Angesichtes plagt? Ist der nicht ein armer Kerl, der so gar nicht höher hinaus will und im verschwitzten Arbeitergewand umherläuft, obzwar er königliches Blut in seinen Adern hat? War der gute Joseph nicht doch ein willensschwacher Held, der nichts zu reden hatte, sondern nur zu schuften? Hat nicht die Sentimentalität, die Gefühlsduselei alter Weiber beiderlei Geschlechts eine süßliche Maskierung für ein im Grunde recht armseliges Männlein geschaffen, eine Figur, die kraftvoll und echt empfindende Menschen, Gläubige und Ungläubige, eher abstößt?

Von keinem der Heiligen weiß man so wenig, und man weiß doch mehr als von allen: dies Winzige genügt, um zu wissen, wer der heilige Joseph ist. Es sind nur wenige Sätze, mit denen die Heilige Schrift seiner Erwähnung tut. Aber sie genügen, um ein ganz anderes Bild von dem heiligen Nährvater zu gewinnen. Und sollte uns nicht die Tatsache zu denken geben, daß Papst Pius IX. die ganze Kirche, die auch heute wieder so schwer bedrohte Gottesfamilie, ausgerechnet unter *seinen* Schutz gestellt hat?

Räumen wir einmal auf mit der Greisengestalt. Joseph von Nazareth war seiner Braut gewiß an



Jahren überlegen, aber ein weißbärtiger, glatziger Alter — nein, das war er nicht! An Körperkraft kann es ihm nicht gefehlt haben, genau wie Jesus, der ja das Handwerk seines Vaters erlernte und ebenfalls einen kräftigen Körper gehabt haben muß. Nur ein sehr gesunder und kraftvoller Mensch hat die Passion so durchstehen können.

Doch es ist nicht die Jugend und nicht die Körperkraft, die wir am heiligen Joseph bewundern, es ist seine verborgene, so gar nicht laute, jedoch lautere Seelengröße.

Da kam einmal ein junger Mensch zu mir und zeigte mir eine neue Bibelübersetzung. "Um wieviel besser ist sie als die früheren Übersetzungen", meinte er, indem er auf die Stelle hinwies, wo davon die Rede ist, wie sich Joseph benahm, als er entdeckte, daß seine Braut schwanger war. "Sehen Sie, in den früheren Ausgaben der Heiligen Schrift heißt es: 'Da Joseph gerecht war . . .' Nunmehr lautet die Stelle: 'Da Joseph gütig war . . .' Um wieviel schöner ist das doch gesagt, nicht?" Damals gab ich dem Begeisterten recht. Heute weiß ich, daß die alte Übersetzung "richtig" ist, denn was Josceph Maria gegenüber, sowohl als Bräutigam wie auch als Ehemann, zugemutet wurde, das schafft man nicht mit Gutmütigkeit, das schafft man aus einer Strenge, aus einer übermenschlichen Stärke des Charakters und des Willens, aus einer klaren und durchdringenden Erkenntnis des Menschen, wenn er den Forderungen Gottes gerecht werden will. Die Stärke des Geistes und Gemütes, die sich in der Gerechtigkeit Josephs bezeugt, das ist es, was uns imponieren kann und muß, wenn wir noch Männer sind. Joseph von Nazareth ist ein überwältigend mannhafter Mann. Der braucht nicht ins Rampenlicht der Geschichte treten. Er war einer der ganz wenigen, der Gottes Willen voll und ganz erfüllt und am Ende sagen konnte: Siehe, Herr, ich habe es vollbracht, was du mir aufgetragen.

Diesem Mann vertraute der Himmel den Gottessohn an und auch die Frau aller Frauen. Und Joseph schaffte es. Man stellte ihm weder durch himmlische Protektion einen besonderen Wagen nach Bethlehem zur Verfügung, als er hinwandern muß, um sich aufschreiben zu lassen, keine reiche Dotierung, um sich und den Seinen ein ordentliches, schönes Hotelzimmer leisten zu können; er verlangt auch nichts dergleichen. Aber er schaffte es. Nachdem er an unzähligen Türen vergebens um ein Nachtlager gepocht hatte, war er zufrieden, als

sich für Maria ein Stall als Zufluchtsort und Geburtsstätte fand. Joseph ist ein mutiger und praktischer Mann. Und zur Flucht nach Ägypten — wer hat sich das schon auf der Karte angeschaut, wie weit der Weg ist — gibt man ihm nur einen Esel! Wer probiert einmal die Annehmlichkeiten einer solchen Reise? Durch die harte Wüste trug er viele Wochen lang und sorgsam das ermüdete Jesuskind, und lange Jahre hegte und pflegte er es. Der heilige Joseph ist unverdrossen und wie immer gehorsam. Er glaubte wieder dem Worte des Engels und befolgte es. Glaubenskraft und Gehorsam, das ist es, was Joseph auszeichnete. Zuletzt wird er erwähnt bei der Darstellung Jesu im Tempel und bei der Suche nach dem zwölfjährigen Jesusknaben. Josephs sorgende Liebe tritt da trotz der Verhaltenheit der evangelischen Ausdrucksweise hell hervor. "Dein Vater und ich", sprach Maria, "wir haben dich mit Schmerzen gesucht!"

Der heilige Joseph starb in den Armen Jesu nach einem Leben der Arbeit, Mühen, Leiden, stärkster, völliger Entsagung, ein Leben in Geduld und edelster Liebe. Er sah, wollte, suchte nichts als den Willen Gottes.

So ist es recht und billig, wenn die Kirche den heiligen Joseph mit den Worten anruft: "Du Licht der Patriarchen, du Spiegel der Geduld, du Liebhaber der Armut, du Vorbild der Arbeiter, du Zierde des häuslichen Lebens, du Patron der Sterbenden, du Schrecken der bösen Geister, du Schutzherr der Kirche!"

Der heilige Joseph ist der Mann, den unsere Zeit als Ansporn und Hilfe braucht!

Gedenke Deiner Erbarmungen,
Herr,
Und deiner Barmherzigkeit
Die von Ewigkeit währt
Laß unsere Feinde nicht ständig
über uns triumphieren
Gott Israels
Befreie uns
Aus allen unseren Drangsalen.

Psalm 24, 6

Die Pflichtverletzung

von Rudolf Utsch

Als der letzte Krieg begann, hatte der Briefträger Johann Durr schon sein vierzigstes Dienstjubiläum gefeiert. Vierzig lange, lange Jahre hatte er die Post des Dorfes Denbach ausgetragen. Er war ein Briefträger, wie man sich ihn wünscht: pünktlich, ehrlich, gewissenhaft, hilfsbereit und verschwiegen. Er hatte längst erfahren, daß er in seiner schwarzen Ledertasche nicht nur totes Papier trug, sondern das Leben mit all seiner Geschäftigkeit, mit seinen Freuden und Leiden. Bei manchem Menschenschicksal war er ein stiller, doch teilnahmvoller Mitwisser gewesen. Oft hatte er Glück in ein Haus getragen, oft auch Sorgen und Tränen.

Im Krieg merkte er bald, daß er erheblich an Bedeutung gewonnen hatte. Jene, die einen Angehörigen vor dem Feind wußten, erwarteten ihn mit besonderer Ungeduld. Manche standen vor ihren Haustüren, andere hinter den Fenstern, wenn er sich näherte. Er freute sich, wenn er einen ersehnten Brief ausliefern konnte; es tat ihm leid, wenn er den Kopf schütteln mußte. Und die Pflicht wurde ihm zur Qual, wenn sie ihn zwang, eine schwarze Nachricht abzugeben.

Am Dorfrand wohnte in einem schmucken Häuschen die Lehrerwitwe Schnag, deren Ältester schon 1941 bei Sewastopol gefallen und deren Jüngster— und nun auch Einziger — im Jahre 1944 in jenem Teil Frankreichs stand, in dem schwere Kämpfe tobten. Wenn sich Johann Durr dem Häuschen näherte, wartete die Mutter stets am Gartenzaun, fröstelnd, die Hände vor der Brust gefaltet, in den Augen bange Erwartung und eine stumme, doch so verständliche Frage. Alle Angst einer Mutterseele schrie aus diesen Augen. Und Johann Durr wurde es schwer, verneinend den Kopf zu bewegen. Ein Soldat könnte nicht immer schreiben, tröstete er, oft lasse es der Dienst nicht zu, oft komme auch die Post verspätet, besonders wegen der Luftangriffe . . . "Morgen vielleicht, Frau Schnag, hoffentlich morgen . . .!"

Nun wartete Frau Schnag schon acht Wochen vergeblich. Das war noch nie geschehen. Der Sohn kannte die Unruhe seiner Mutter, deshalb schrieb er oft. Als er nun so lange schwieg, wuchs die Angst in den Augen der Frau von Tag zu Tag. Sie wußte von ihrem Ältesten, wie der Krieg eine grausame Nachricht vorbereitet. Johann Durr wurde es immer schwerer, an dem Häuschen vorbeizugehen. Die Enttäuschung der Frau tat ihm weh, und alle tröstenden Redensarten klangen ihm allmählich so leer und abgenützt, daß er sie kaum noch vorbringen konnte . . . .

Eines Morgens hielt er einen Brief in Händen, den Frau Schnag an ihren Sohn geschrieben und der zurückgekommen war. Groß und deutlich stand auf dem Umschlag: Vermißt!

So bitter war ihm noch kein Dienstgang geworden. Und als er sich dem Gartenzaun näherte, wollten ihm die Beine versagen. Die Tasche, die den Brief enthielt, hing ihm wie eine Bleilast an der Schulter. Wieder sah er die Mutter wartend am Zaun, den ängstlichen, erwartungsvollen Blick starr auf ihn gerichtet.

"Noch immer nichts, Herr Durr?" fragte sie leise.

Da brachte er es nicht über sich, ihr den Brief zu übergeben. Die zarte Frau kam ihm vor wie ein feines Gefäß, das schon ein leichter Stoß zerbrechen kann.

Er schüttelte den Kopf und erwiderte mühsam und unsicher: "Leider, leider noch nichts, Frau Schnag!"

Sie schien zu fühlen, was in ihm vorging; voll Angst und Schrecken heftete sich ihr Blick auf ihn.

Er fuhr sich mit den Fingern hinter den Kragen seines blauen Dienstrockes, so als ob er ihm plötzlich zu eng geworden sei.

Dann stieß er gequält hervor: "Hoffentlich morgen, Frau Schnag! . . . Äh, die Post! Sie klappt net mehr! Die Bomben schmeißen alles durcheinander . . .!"

"Ist Ihnen nicht wohl, Herr Durr?" fragte sie.

Ihm stand das Weinen nahe, als er entgegnete: "Nee, Frau Schnag, mir ist heut morgen gar net wohl."

Da bot sie ihm ein Täßchen Kaffee an. Auch einen Kognak könne er haben. Aber er wollte keinen Kaffee und keinen Kognak, ihn zog es nur fort von ihr. Ihren Blick konnte er nicht ertragen . . .

In der folgenden Nacht fand er keinen Schlaf. Sein Leben lang war er ein ehrlicher Mensch und vierzig lange Jahre ein Briefträger von peinlichster Gewissenhaftigkeit gewesen. Nun hatte er einen Brief unterschlagen. Unterschlagung! Wie ein Verbrecher kam er sich vor. Der Brief, der schreckliche, ruhte in der linken Brusttasche seines Dienstrockes. Nur er, nur er wußte davon.

Immer wieder sagte er sich: Du mußt dein Herz überwinden, wenn die Pflicht es fordert. Deine Pflicht ist es, den Brief abzugeben. Und wenn der Brief auch ein Herz zerreißt: du mußt es tun.

Doch als er am nächsten Morgen die wartende Mutter vor sich sah, fielen alle seine Vorsätze um. Wieder konnte er ihr den Brief nicht aushändigen.

Er nahm sich vor, mit dem Pfarrer zu reden und ihm den Brief auszuliefern, weil er meinte, daß der ihn mit mehr Bedacht und Trost abgeben könnte. Aber auch das war ihm nicht möglich, wenn er sich die feine und zarte Frau Schnag vorstellte. Sie glich doch einer empfindsamen Blume, der auch ein schwacher Frosthauch schon gefährlich werden kann.

Ein zweiter, ein dritter Brief kam zurück. Johann Durr verbarg sie alle. Noch nie war ihm der Dienst so schwer und bitter geworden wie in dieser Zeit. Die Leute fragten ihn, ob er krank sei. Ja, er fühlte sich auch krank und dachte daran, im Bett zu bleiben. Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg aus seiner Gewissensnot. Er fand keinen, obwohl er stündlich betete: "Lieber Gott, hilf du!"

Da hielt er eines Morgens beim Sortieren der Post einen Brief in Händen, der an Frau Schnag gerichtet war. Sollte das die Todesnachricht sein? Mit zitternden Händen hielt er sich das Papier näher vor die Brille. Über der in Blockschrift geschriebenen Adresse stand in großen schwarzen Buchstaben: Prisoner of war. Auf der Rückseite war der Absender zu lesen: Prisoner Fritz Schnag, Pow. Hospital, Brocton Camp, Stafford, England . . . .

Nicht am Anfang des Dorfes begann Johann Durr an diesem Morgen, er lief gleich auf das Häuschen der Witwe Schnag zu. Noch wartete sie nicht am Gartenzaun, er fand sie in der Küche. "Frau Schnag", rief er, nach Atem ringend, "der Fritz lebt! Er lebt!! Ich hab einen Brief von ihm!"

Frau Schnag las den Brief. Ihr Sohn war verwundet in englische Gefangenschaft geraten, er lag im Lazarett. Doch er lebte! Sie hatte einen Brief von ihm! Und er war in Sicherheit! . . . Er schrieb, daß es ihm gut gehe und daß es nicht schlimm sei mit seiner Verwundung; es ist nur ein Schuß durchs Bein . . . .

Und nachdem Frau Schnag den Brief zweimal gelesen und sich in den neuen Zustand des Sohnes schon gefunden hatte, sagte Johann Durr: "Und dann sind noch Briefe zurückgekommen, Frau Schnag. Sie müssen jetzt eine neue Adresse schreiben. Ihr Sohn ist ja jetzt in England . . . .

Dann mußte er gehen; er hatte viel zu tun. Doch wie leicht ging es sich an diesem Morgen. wie ein Erlöster schritt er von Tür zu Tür. Die erste Pflichtverletzung seines Lebens hatte er begangen. Aber jetzt beschwerte sie ihn nicht mehr; nicht einmal Reue bedrückte ihn.

O Gott,
Du zeigst das Licht Deiner Wahrheit
Denen, die irren
Damit sie zum Weg der Gerechtigkeit
Zurückfinden
Gib den Übrigen, die zum christlichen
Bekenntnisse schon zählen
Das gering zu achten
Was diesem Namen widerstreitet
Dem aber nachzujagen
Was diesem Namen gemäß ist.

Kirchengebet

„Wenn wir so bleiben wie wir sind, werden wir die Welt nicht ändern. Die Schäden der Welt sind schon zu weit eingerissen, als dass irgendein Kesselflicker sie noch ausbessern könnte. Alle politischen und wirtschaftlichen Lösungen sind im Grunde Flickwerk. Nichts anderes wird die Welt retten als leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit; als eine Liebe so glühend, dass unsere Feinde uns Träumer, Narren, Fanatiker schelten. Das ist heute die Lage: Die modernen Christen haben die Wahrheit, aber keine Leidenschaft. Die Materialisten haben Leidenschaft, aber nicht die Wahrheit."

Msgr. Sheehan

Profanes und HeiligES

vom Schriftleiter

„Zukunft wird der Mensch haben, der Gott fürchtet und ernst nimmt als feste Burg seines Geistes und seiner Freiheit, als den Fels aller persönlichen Rechte und öffentlichen Sicherheit. Wo Gott als der Herr aller Zeit anerkannt wird, ist der Mensch wirklich Herr der Zeit. Wo es den Menschen gibt gibt es Geschichte. Den Menschen gibt es nur da, wo es Freiheit gibt. FREI ist der Mensch, der sich gebunden weiß an den persönlichen Gott als Herrn des Gewissens durch Seine Gebote. Dieser Mensch allein ist fähig, die Geschichte jenseits aller Parteiwillkür zu formen, jenseits aller Wirtschaftsinteressen und unabhängig von primitiver Genußseligkeit und geisttötender Schlagworte. Die gottgebundene Freiheit des Menschen ist und bleibt die einzig fruchtbare Geschichtsmacht. Der Blick auf die großen Erschütterungen unseres Jahrhunderts beweißt diese Wahrheit. . . . Wo die menschliche Freiheit sich Gott durch die Flucht in lockende Liberalität entzieht, wird der Mensch selbst zum unsteten und flüchtigen Wesen."

Domprediger P. Urban Plotzke O.P., Neujahr 1957

Profan, ein sehr oft gebrauchter Ausdruck, kommt aus dem Lateinischen. Wenn der Römer „pro fanum" sagte, dann meinte er damit das, was „vor dem Tempel" liegt, getrennt durch Mauer und Gitter vom Heiligtum. Getrennt, damit es nicht in die Gottesräume gerate und den Tempel zum Marktplatz mache. Zur „Räuberhöhle", wie es der Heiland to treffend gesagt.

Das Heilige darf nicht profaniert, darf nicht durch Allzuweltliches entheiligt werden. Das verstehen wir. Der Heiland hatte schon ganz recht, als Er den Strick nahm, um den Tempel von Händlern und Geschäftsmacherei zu säubern. Wir alle sind dafür, das Heilige vor dem Profanen zu schützen.

Dafür scheint es uns aber äußerst schwer zu fallen, Verständnis für den Grundsatz des Christentums zu finden, der da sagt, daß jede vollständige Trennung des Profanen vom Heiligen, des Weltlichen vom Religiösen, gefahrvoller Irrtum sei. Es darf das Heilige nicht vom Profanen entheiligt, es muß das Profane jedoch vom Heiligen durchchristlicht werden. Erst einmal gesäubert von allem Lügen, Betrügen, falschen Denken und unsittlichen Handeln der großen und kleinen Marktplätze der Welt, und dann zugeleitet, dem geraden Denken und gottreuen Wandeln, wie uns alles dieses vorgelebt worden ist vom fleischgewordenen Gottessohn Jesus Christus.

Wahrheit, Ehrlichkeit, rechtes Denken und ein Wandel in Mannestugend und edlem Frauentum sind Werte, die immer noch großen Namen unter uns Katholiken haben. Wir führen diese Dinge gern im Munde, und es schlägt uns das Herz in Freude, wenn wir davon hören oder in Büchern darüber lesen. Viele von uns sind noch der Überzeugung, daß man es sich selbst, der Pflege seiner Kultur, schuldig sei, sich mit Büchern zu befassen, die für derartige Tugenden eintreten. Stolz erzählt man uns, daß das Bücherlesen trotz Radio und Fernsehen nicht abgenommen habe. Der Mensch will eben nicht nur sehen und hören, er will denken. Deswegen liest er Bücher und denkt über das Gelesene nach.

Bücher werden von den „gelehrigen" Geistern geschrieben. Von jenen Menschen, die man in vielen Landen mit dem Ausdruck „die Intellektuellen" bezeichnet. Daß die Macht der Intellektuellen groß ist, brauchen wir erst gar nicht zu erzählen. Gerade heute erleben wir etwas davon: Die jüngsten Aufstände in den Ländern jenseits des Eisernen Vorhanges wurden durch die zum Handeln drängenden Schriften der Intellektuellen entzündet und zum Aufflammen gebracht.

Was wir, seit den Vortagen Luthers schon, auf politischem Boden sehen und erleben: Schrift und Schwert immer nebeneinander, das spielt sich auch, nur noch viel tragischer oder auch erhabener, zwischen dem Profanen und dem Heiligen ab. Auch dort stehen Buch und Schwert, Gedanke und Feuerbrand immer nebeneinander, der Wahrheit und dem Guten zum Sieg oder zum Verderb.

„Bücher sind die größten Wohltäter und die größten Übeltäter der Menschheit", heißt es in den Schriften Proal's. Und wie recht er hat! Bücher überliefern uns das geschriebene Wort unserer Denker, Dichter, Philosophen, Politiker, Kritiker und — Heiligen. Das Wort ist aber immer Ausdruck einer Geisteseinstellung, und reizt auch immer zur Geistesumstellung.

„Im Anfang war das Wort", beginnt St. Johannes sein Evangelium, und er fährt fort: „Das Wort war Gott."

Dieses „Wort" war und ist dem Christen der Anfang aller Dinge: Der Anfang seines Lebens, seiner Erlösung, seiner Gedanken und seines Wollens. Alles kommt durch dieses „Wort" in die Welt und alles leitet zurück zu Ihm. Fest hält das Christentum an dem Grundsatz: Dieses „Wort" erklärt uns alles: Den Menschen, die Schöpfung, die Kreuze und Kriege, Zwecklosigkeit oder Sinn der Siege.

Das „Wort", von dem St. Johannes schreibt, ist von Einem nur gesprochen: Von Gott! Und das „Wort" **ist** Gott! Darum ist dieses „Wort" auch, was Christus von sich selbst gesagt hat: Der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Nun aber hat der Mensch es auf sich genommen, das „Wort" zu sprechen. Erst kam und kommt immer wieder — auch unter uns Katholiken — der Abfall von Christus, der das „Leben in uns" ist. Erst kommt immer wieder der Abfall vom gelebten Christentum zum Christentum des „geschriebenen Wortes", des geschriebenen Evangeliums. Zum Glauben ohne Werke. Darauf folgt der Anspruch des Menschen, das geschriebene „Wort" des Evangeliums erklären zu können. Und dann kommt der letzte Schritt: Nicht mehr Gott, der Mensch beginnt alles zu erklären. **Er** erklärt, was Wahrheit sei und Lüge, Recht und Unrecht, Sitte und Unsitte; **Er** erklärt, wer und wie seines Erachtens der Mensch sei und auch Gott. Ja selbst, ob es überhaupt so etwas wie Gott, Menschwerdung und Offenbarungen Gottes, Auferstehung und Heilsgeschichte geben könne.

Der Mensch sucht heute das „Wort" zu sprechen; das Niedere sucht das Höhere und Allerhöchste zu erklären. Da sich nun so etwas nicht so einfach machen läßt, braucht es uns nicht zu wundern, daß der Mensch, immer nur nach seinen Maßen messend, das Niedere wichtiger zu nehmen beginnt als das Höhere. So wichtig nimmt er das Niedere, daß er Unmögliches noch viel unmöglicher zu erklären sucht, nach dem so einfachen, engmenschlichen Grundsatz: Alles Höhere läßt sich nur aus dem Niederen, als Entwicklung aus dem Niederen, erklären. Ganz so, wie es da neulich jemand so treffend beschrieb: Aus der Physik suchen wir die Chemie zu erklären, aus der Chemie die Physiologie, aus der Physiologie die Psychologie, aus der Psychologie die Soziologie, und aus der Soziologie die Theologie.

Und damit ist die Sache abgetan.

Es ist schon wahr, der wirkliche Christ bekennt sich nicht zu derartigen Entwicklungslehren. Andererseits jedoch gibt es leider nur zu viele, denen das Heilige zwar immer noch "heilig" ist: Daß das Heilige aber auch Lehren geben könne und tatsächlich gibt, Lehren, die tief ins Weltliche greifen, ist ihnen zum „Problem" geworden. Sie können nicht mehr so richtig an so etwas glauben. Darum lassen sie das Heilige im Tempel, umstellen es mit Zaun und Gitter, nicht, um es vor Verweltlichung zu schützen, sondern — um das Profane vor der Religion zu sichern. Damit das, was „pro fanum", was außerhalb der Kirche sich unter uns abspielt, nicht etwa von der „nur Glauben" und „nicht Wissenschaft" predigenden Kirche „verdunkelt" werde. In diesen Dingen will der Mensch sein eigenes Wort sprechen.

Und es spricht der Mensch sein Wort. Ein Wort, das irgendwie kein Leben zeugen will, dem immer nur Verwirrung, Finsternis und Schrecken folgen. Oder etwa nicht? Wer von uns kann sich noch zurechtfinden in all' den unzählbaren „Weltanschauungen", die man nun schon seit Jahrhunderten lehrt und immer wieder uns vorlegt „zur reifen Überlegung"?

Und wer will verneinen, daß das Wort der Menschen bis heute noch nicht jenen Frieden bringen konnte, nach dem wir alle Ausschau halten? Nicht einmal ein paar Jahre lang sind wir sicher vor Krieg und Jammer! Amerikanische Geschichtsforscher haben errechnet, daß es zwischen den Jahren 1460 vor Christus und 1955 nach Christus, das heißt im Laufe von 3 415 Jahren, nur 300 Friedensjahre unter den Menschen gegeben habe. 8 000 Friedensverträge wurden in dieser

---

"Wir erleben in einer Welt, in der der ersehnte Friede nicht hergestellt werden konnte, abermals einen furchtbaren Ausbruch der Mächte der Finsternis. Die Menschen guten Willens scheinen ihnen gegenüber machtlos und hilflos. Aber unser Herr Jesus Christus hat uns gesagt, dass es wirksame Waffen gegen das Böse gibt: Gebet und Busse. Der praktische Materialismus unserer Zeit darf uns nicht dazu verführen, dass wir an die Wirksamkeit der Waffen Christi nicht mehr glauben."

Zentralkomitee der deutschen Katholiken, 6. Nov. 1956

Zeit unterschrieben — und gebrochen.

Ernste Worte sprach Pius XII. vor fünf Jahren, am 10. Februar 1952, zu uns Katholiken. In seiner damaligen „Ansprache an das römische Volk" sagte er unter anderem:

„Es ist jetzt nicht der Augenblick zum Diskutieren, zum Suchen neuer Richtlinien oder zum Abstecken neuer Wege und Ziele. Alle diese Dinge sind längst bekannt und in ihrem Wesen erprobt. Denn sie wurden von Christus selbst gelehrt, von der Kirche im Laufe der Jahrhunderte aufgestellt und von den letzten Päpsten den modernen Zeiterfordernissen angepaßt. Sie verlangen gebieterisch nur eines: **Die konkrete Verwirklichung!** Was nützt auch ein Erforschen der Wege Gottes und des Geistes, wenn man tatsächlich den Weg des Verderbens wählt und sich willenlos den Trieben des Fleisches überläßt? Was nützt es zu wissen und auszusprechen, daß Gott unser Vater und die Menschen Brüder sind, wenn man vor jedem Eingreifen Gottes in das private und öffentliche Leben zurückschreckt? Wozu diese langen Erörterungen über Gerechtigkeit, Liebe und Frieden, wenn der Wille von vornherein entschlossen ist, dem Opfer auszuweichen — wenn das Herz in eisiger Einsamkeit sich abkapselt und niemand ernstlich wagt, die Mauer des trennenden Hasses zu durchbrechen, um die Brüder in aufrichtiger Liebe zu umfassen? . . . Bleibt euch stets bewußt, geliebte Brüder: Die Wurzel der heutigen Übel und ihrer verhängnisvollen Folgen ist nicht wie in vorchristlicher Zeit oder wie in heidnischen Ländern **Unkenntnis** der ewigkeitsbezogenen Ziele des menschlichen Lebens, oder auch Unkenntnis der dahin führenden Wege. Nein, heute sind es die Geistesträgheit, die Willensschlaffheit und die Herzenskälte. Die Menschen, die an dieser Krankheit daniederliegen, suchen sich zur Rechtfertigung ihres Verhaltens in die **alte Finsternis einzuhüllen** und sich mit **neuen und alten Irrtümern** zu entschuldigen."

Nichts ist auf Erden vergeblich gesprochen. Es gibt schon solche, und ihre Zahl ist nicht klein, die durch derartige Papstworte zur Besinnung kamen. Wenn sie den anderen Menschen nicht helfen: Hier ist die volle Erklärung gegeben, warum sie wohl Augen haben und sehen können — doch nicht **einsehen.**

Das Profane zu durchchristlichen und zu durchheiligen, ist des Christen Aufgabe hier auf Erden. **Wie** so etwas zu tun ist, darüber gibt uns die Kirche reichlichsten Rat. Wenn wir nur nach sem Rat begehren! –

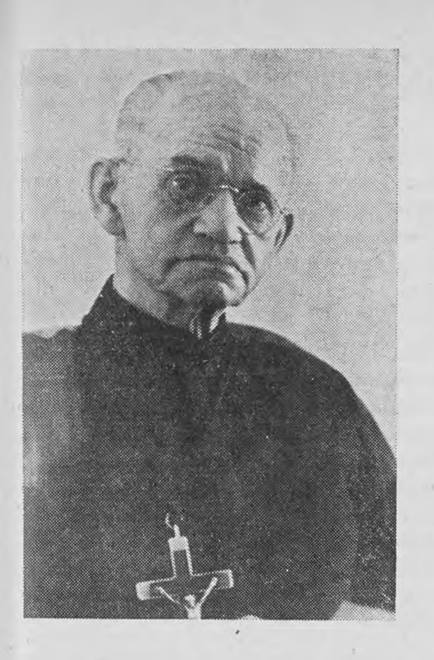
Der Anteil der Christen nimmt ab

Um etwa 70 Millionen vermehrt sich gegenwärtig die Bevölkerung der Erde in jedem Jahr. Vor 200 Jahren war die Welt von nur 730 Millionen bewohnt — 1900 waren es 1,5 Milliarden, 1955 bereits 2,5 und für 1980 sagen die Statistiker eine Erdwohnerschaft von vier Milliarden voraus. Das stärkste Wachstum zeigt dabei die Bevölkerung in den sogenannten „unentwickelten Gebieten".

Während die Gesamtbevölkerung sich seit 1920 um 33 Prozent vermehrte, nahm die Einwohnerschaft der lateinamerikanischen Länder (Süd- und Mittelamerika) um 82 Prozent zu. Wenn diese Entwicklung anhält, werden 1980 dort etwa 316 Millionen Menschen leben. Die Statistiken anderer Länder lassen ähnliches erkennen. Japan hat seit 1945 um 16 Millionen zugenommen, bis 1970 rechnet man mit hundert Millionen. In Belgisch-Kongo stieg die Einwohnerzahl von 1940 bis 1951 um über eine Million auf 11,5 In Süd-Rhodesien vermehrte sie sich seit dem zweiten Weltkrieg um 46 Prozent und auf Formosa leben heute doppelt soviel Menschen wie um 1900. Indien hatte 1872 eine Bevölkerung von 256 Millionen, 1941 waren es 389 Millionen, und 1951 bereits 435 Millionen. In Java lebten 1861 nur 13 Millionen, 1951 dagegen 41 Millionen Menschen. 1907 gab es 7 Millionen Bewohner auf den Philippinen, 1939 mehr als 16 Millionen. Im gleichen Zeitraum vermehrten sich die Burmesen von 10 Millionen auf 16 Millionen.

Mit dieser Bevölkerungszunahme hält die Ausbreitung des Christentums nicht Schritt. Die Kirche wächst, und wird doch immer kleiner, auch wenn es zahlenmäßig heute 14 Millionen mehr Christen gibt als vor vierzig Jahren, wobei die Gesamtzahl der Christenheit mit 770 Millionen angegeben werden kann. Der relative Rückgang des Christentums beträgt bei der schneller wachsenden Gesamtbevölkerung in den letzten Jahren fünf Prozent. Jedem christlichen Inder stehen 97, jedem christlichen Japaner sogar 99,5 Nichtchristen gegenüber. In China gibt es ein Prozent Christen, in Afrika 15 Prozent, in Japan knapp ein halbes Prozent und unter den Mohamedanern nur 0,05 Prozent.

O frage nicht, was werden wird;
Geh deine Straße unbeirrt
Und spende Dank dem Weltengeist,
Daß du, was deiner harrt, nicht weißt.
Waldmüller



Fuenfzig Jahre Oblatenmissionar

"Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Person des Greises achten", sagt Gott uns durch die Heilige Schrift (Lev. 19:32). Als der Oblatenbruder Gerhard Kraut am 17. Februar d. J. sein goldenes Oblatenjubiläum beging, kamen uns diese Gottesworte in den Sinn. In Dank und Ehrfurcht gedachten wir seiner. Wo sich die Seelen der Menschen — wie in den Ordensfamilien der Kirche — tagtäglich mit dem Fleisch und dem Blut unseres Herrn Jesus nähren, da sind auch immer Liebe, Dank undEhrfurcht. Und sie sind immer echt. "Die Liebe ist gütig", schreibt St. Paulus. Was gütig ist, ist auch niemals laut. Still hat unser Jubilar Bruder Gerhard Kraut O.M.I. fünfzig Jahre lang seine Arbeit im Missionsdienst der Kirche getan, und mit stillem Dank und in stiller Ehrfurcht schaut heute jeder, der ihn und seine Opfer kennt, zu ihm auf.

Bruder Kraut war am 15. Juni 1881 in Kevelaer, ganz in der Nähe des in allen deutschen Landen bekannten Gnadenortes "Maria Trost" geboren. Ein Kind war er wie alle anderen Kinder — und doch ganz anders, als die Mannesjahre kamen. Kaum 24 Jahre alt, bat er bei den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria um Aufnahme als Missionsbruder. Maria in den Missionen der katholischen Kirche zu dienen war sein Herzenswunsch, der ihm auch reichlichst erfüllt werden sollte. Während seines Noviziatjahres 1906-1907 kam der Bischof der kanadischen Eismissionen, der spätere Erzbischof Gabriel Breynat O.M.I., nach Deutschland. Auch den Oblatenbrüdern des deutschen Noviziates gab er einen Vortrag über die Eismissionen Kanadas. Dieser Bischofsbesuch wurde dem Bruder-Novizen Gerhard Kraut zur Entscheidung fürs ganze Leben. Noch vor Ablegung seiner ersten Ordensgelübde meldete er sich bei seinen Oberen als Missionsbruder für die Eismissionen. Es wurde ihm diese Bitte gewährt. Am 17. Februar 1907 — vor fünfzig Jahren also — legte Bruder Kraut seine ersten Gelübde ab, und im Laufe desselben Jahres noch konnte er nach Kanada reisen. Seine Bestimmung war das Apostolische Vikariat Mackenzie.

Von 1907 bis 1929 wirkte Bruder Kraut in unserer Mission zu Fort Resolution, N.W.T. Dann durfte er, nach 22 Jahren zum ersten Male, auf kurzen Besuch in die Heimat fahren. Nach seiner Rückkehr wurde Bruder Kraut in die Missionen an der Küste des Eismeeres gesandt. Zweiundzwanzig Jahre wirkte er dort, im höchsten Norden, als Kapitän, Maschinist und Spezialist von Motorreparaturen an Bord des Missionsschiffleins der Oblaten.

Während der dreißiger Jahre las man in Deutschland mit grösstem Interesse die vielen Missionsberichte, die Bruder Kraut in die Heimat sandte und die dort veröffentlicht wurden. Bruder Kraut war eben nicht nur Missionsbruder, der sich aufs Helfen in Küche und Missionswerkstatt verstand, der Schiffe fahren und Motore reparieren konnte, er suchte der Kirche mit Herz und Händen und auch mit der Feder zu dienen. Während des Tages arbeitete er, zugleicher Zeit machte er auch seine Beobachtungen und Überlegungen. Abends schrieb er dann — nicht um bekannt zu werden, sondern ganz einfach, um auch hier der Missionsidee der Kirche zu dienen. Er suchte, Missionsinteresse unter den Katholiken der alten Heimat zu wecken.

Durch seine Missionsberichte — sehr beliebt waren seine Hundegeschichten — wurden viele Katholiken Deutschlands auf die Eismissionen des hohen Nordens Kanadas aufmerksam gemacht. Nicht nur, daß dadurch die jeder Mission so notwendige Gebets- und Opferhilfe von seiten der Heimat gesichert wurde, so mancher junge Mann fand gerade durch die Eismissionsartikel unseres Jubilars seinen Weg in eines der Missionsklöster der Oblaten.

Es ist unmöglich, in ein paar kurzen Zeilen alles das zu würdigen, was ein Mann wie der Oblatenbruder Gerhard Kraut im Laufe von fünfzig Jahren an Diensten den Missionsterritorien Nordkanadas opfern konnte. Danken wird ihm keiner dafür können. So etwas behält der Herrgott für sich selbst.

Vollständig abgearbeitet, kam Bruder Kraut im Jahre 1952 aus dem hohen Norden zu uns nach Battleford. Kein Wunder, daß es



Bruder Kraut in der Eismission

mit der Arbeit nicht mehr so recht gehen wollte. Würde Bruder Kraut aus seinem Missionsleben erzählen, z. B. wie es ihm im Jahre 1936 erging, als er fest im Eis des Arktischen Meeres saß, würden wir verstehen, warum sein Rücken nicht mehr ganz gerade ist — und warum dieser nicht mehr ganz gerade Rücken der Kirche und auch uns Oblaten genau so viel und noch weit mehr wert ist als selbst der glitzerndste päpstliche Orden.

Es ging nicht mehr so recht mit der Arbeit, und doch versuchte Bruder Kraut auch in Battleford sich sein "Brot zu verdienen", wie er sagte. Er versuchte es in der Schneiderstube, wo er so manchen Brudermantel wieder zurechtflikken konnte. Heute geht auch das nicht mehr so recht. Des Bruders Augen halten so etwas nicht mehr aus.

In Kevelaer, wo Bruder Kraut geboren ist, singen alljährlich Tausende und Abertausende Marienpilger das "Milde Königin gedenke!" Und Maria, die Trösterin der Betrübten von Kevelaer, gedenkt ihrer Treuen. Fünfzig Jahre lang hat Bruder Kraut ihr im Oblatenorden von der Unbefleckten Jungfrau Maria gedient. Maria wird dieser Jahre gedenken!

Wir alle, die wir unseren Jubilar kennen, haben heute auch nur ein stilles Beten für unseren ehrwürdigen Bruder Gerhard Kraut O.M.I.: "Milde Königin gedenke!"

DEMUT

Herr, laß mich Schwelle sein
zu Deinem Haus.
Froh dulde ich die Pein
bei Ein und Aus.
Getrost versenke mich
in Glockenerz,
Jubelnd ertrage ich
der Schläge Schmerz.
Als Licht laß leuchten mich
strahlen und gleißen,
Dann dürfte sterbend ich
Dich noch lobpreisen!

St. Pius X.,

Maria am Kreuzweg

HERR JESUS CHRISTUS! MIT UNSEREM KREUZ BEGEGNEST DU DEINER MUTTER — DEINE MUTTER VERBINDE UNS MIT DEINEM KREUZ!

In den Straßen und auf den Plätzen will ich suchen ihn, den meine Seele liebt.

Aus dem Hohenlied, Kapitel 3, Vers 2

JESUS BEGEGNET SEINER MUTTER. Die drei ersten Evangelisten erwähnen diese Begegnung nicht, aber der vierte berichtet, daß Maria mit der Frau des Kleophas, mit Maria Magdalena und mit dem Jünger Johannes unter dem Kreuze stand. Sie wird ihrem Sohn auch schon auf dem Wege dahin gefolgt und ihm an irgendeiner Stelle gegenübergetreten sein. Nicht zufällig, wie vielleicht andere; vielmehr drängt sie ihre Liebe — stark wie der Tod —, sich zum Kreuz ihres Sohnes zu bekennen, auch in den Straßen und auf den Plätzen, das heißt: in aller Öffentlichkeit.

Was die Jungfrau in Nazareth vor dem Engel gelobt hat, magdlichen Dienst am Erlösungswerk, das erfüllt sie als Mutter unter dem Kreuz ihres Sohnes und Herrn, mag auch das Schwert der Schmerzen nun mit aller Schärfe ihre Seele durchdringen. Über alle Maßen bewunderungswert und lobenden Gedenkens würdig ist die Mutter, die in solchem Dienst mutig standhält.

So stehen im Gefolge des alten Adam und der ersten Eva nunmehr der Menschensohn und die Tochter Evas unter dem Holz der Sünde und werden durch Gehorsam und Liebe der neue Adam und die wahre Mutter der Lebendigen. Den neuen Baum des Lebens richten sie auf für uns im Kreuze Jesu.

Wohin geht dein Geliebter, du Schönste der Frauen, wohin wendet sich dein Geliebter? Suchen wollen wir ihn mit dir. —

Mein Geliebter geht in seinen Garten, zu den Balsambeeten, um sich zu weiden an dem herrlichen Garten, um Lilien zu pflücken.

Mit dem Kreuzesholz dürfen die Menschen in Maria die verschlossene Pforte des Paradieses aufstoßen helfen und dann die Seligkeit des neuen Gartens Eden genießen.

DER BAUM

von Josef Kamp

Wer hätte sein Schicksal vorausahnen können! Er war ein Eichbaum wie alle. Hob sich höchstens hervor durch den kräftigen Wuchs, und bisweilen war ein Liebhaber vor ihm stehengeblieben, in den Lobruf ausbrechend: "Oh, seht — welch ein Baum! Diese herrliche Krone! Ein König seiner Art!"

Doch war das ja auch bei anderen Bäumen mal geschehen, und so hatte man sich weiterhin um den Baum nicht gekümmert.

Als Sämling gepflanzt, hatte er Wurzeln geschlagen und der fruchtbaren Erde jene Säfte entzogen die unerschöpflich spendend ihn groß werden ließen. Er hatte Zweige entwickelt und Blätter getrieben ja, die Zeit war gekommen, daß die Vögel des Himmels in seinem Laubgezelt wohnten und die Buben aus den Dörfern ihn nach Nestern durchsuchten. An den glutheißen Mittagen vieler wechselnder Sommer hatten Ährenleserinnen und Schnitter in seinem Schatten geruht. Und des Abends waren die Gewitter von den Bergen gestiegen, hatten ihn feurig umzuckt und donnernd umkracht, und zitternd hatte er in den heulenden Stürmen gestanden.

Aber nichts war ihm in all diesen Gefahren geschehen. Es vergingen die Jahre, es vergingen die Jahrzehnte, der Sämann dieses Baumes war längst schon gestorben, sein Name vergessen, seine Gebeine zerfallen. Der Baum aber stand — denn Gott selber hielt seine Hand über ihm ausgestreckt, bis die Zeiten erfüllt waren und der Herr nach ihm rief.

Ein Nachfahre jenes Säers, der das Bäumchen einst pflanzte, bewirtschaftete einen Meierhof vor den Toren der Stadt. Mit dem Hofe verbunden war eine Weinkelterei.

Die Kelter aber war eines Tages brüchig geworden, das Holzwerk der Presse mußte dringend ersetzt werden. Dazu brauchte der Winzer einige knorrige Balken. Er verfiel auf jenem Baum, den sein Ahne einst pflanzte.

Der Baum wurde gefällt und aller Zierde beraubt, es blieb nur noch der Stamm. Aber ein prächtiger Stamm!

Er wanderte in die Stadt, wo ein tüchtiger Zimmerer ihn zu Balken zerschnitt. So auffallend schön wie der Baum einst gewesen, so schön waren nun auch die Balken geworden. Die Balken für die Kelter!

Und am Tage vor dem Sabbat, als das Osterfest nahte, nahm der Winzer mit seinem Söhnchen den Weg in die Stadt, um dem Zimmerer den wohlverdienten Werklohn zu zahlen. Zum Abholen der Balken war der Knecht mit den Mauleseln schon vorausgeschickt worden

Der Winzer hatte sich mit seinem Söhnchen schon rechtzeitig an diesem Tage auf die Beine gemacht, und es war längst noch nicht Mittag, als der Knirps an seiner Seite auf einmal in helle Verzückung geriet. "Oh, Vater — wie schön!" rief er freudig erstaunt und zeigte auf die funkelnden Zinnen des Tempels.

Sie kamen in die Waldgehege nahe der Stadt, und sie atmeten auf im Schatten des Grüns, denn trotz der frühen Stunde glühte die Sonne schon heiß.

Dann traten sie durch das Stadttor in die engwinkligen Straßen. Eine Woge von Lärm schlug ihnen entgegen, denn das Osterfest war nahe, und es hielten sich viele Fremde in Jerusalem auf.

Sie bahnten sich mühsam einen Weg durch die Menge und strebten dem Stadtviertel der Handwerker zu, das im Schatten des Hofes Antonio lag. Überall war Leben und Schachern und Handeln. Man war das in diesen österlichen Tagen gewohnt, und der Winzer mit seinem Söhnchen nahm es auch gleichgültig hin. Ihm ging's nur um seine Balken für die Kelter daheim! Das Getriebe in den Straßen berührte ihn nicht, er wollte schnell wieder nach Haus.

Da ihn nun aber der Weg um das Gerichtsviertel führte, geriet er in den Sog einer wild-hastenden Menge. Sie strebte in gleicher Richtung einem Ziele entgegen. Das Ziel aber konnte nur der Gerichtshof sein! Was mochte es dort geben? Nun, es ließ sich vermuten: man brach wohl wieder den Stab über einen armen Verbrecher!

Halb gezwungen, halb neugierig ließ sich nun der Winzer von der Menge doch treiben. Der Hof des Prokurators gebot ihnen Halt. Und da sah nun der Mann, der seinen Sohn an der Hand hielt, unter der Halle des Gerichtshauses ein furchtbares Bild.

Er sah Pontius Pilatus, den römischen Landpfleger, apathisch und still auf dem Richterstuhl sitzen. An der Rampe des Balkons stand eine hagere Gestalt, zerbeult und zerschunden, mehr ein Wurm als ein Mensch, den Oberkörper entblößt, einen Dornreif im Haar, das Gesicht blutverkrustet, ein

---

KRUZIFIXUS

Die Schuld, die schwere, überschwere Schuld der Menschen alle liegt auf deinem Herzen.

Du willst sie sühnen neu des Vaters Huld erkaufen uns durch blutige Todesschmerzen.

Nun ist die Stunde da, so lang ersehnt, da mit des Todes Fürsten du mußt ringen und da du leidgesättigt, schmerzzerdehnt den Sieg des Lebens sterbend willst erzwingen.

Die Stunde deiner tiefsten Einsamkeit, die Stunde aller schwarzen Finsternisse!
So ferne jeder Trost, so nah das Leid, die Seelenbrände aller Judasküsse!

O Heiland, laß mein Mitleid mit dir sein, es will dich an das harte Kreuz begleiten, will mit dir tragen herbe Todespein, mitbüßen die von mir erwirkten Leiden.

Leo Wolpert, Albstadt

Schilfrohr in den gefesselten Händen.

“Kreuzige ihn! schrie es im Chor. “Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!”

Der Mann, der wegen seiner Kelter nach Jerusalem gekommen ist, hält sich die Ohren zu, er mag das nicht hören. Er sieht sich von einer entfesselten Meute umringt, die immer nur schreit: “Kreuzige ihn!” Noch nie hat er so ein widerliches Schauspiel erlebt.

Und er kennt doch den Verhöhnten auf der Rampa da oben! Noch gestern hat er ihn an seinem Hause vorbeireiten sehen! Auf einem Esel ist er aus der Richtung von Bethphage gekommen. Sein Benjamin hat eben vor der Türe gespielt, er ist zu ihm gelaufen, es hat ein Jubeln gegeben, und jener hat das Kind dann in aufwallender Freude zu sich auf den schreienden Esel gehoben. Er selber und seine Frau haben am Fenster gestanden und ebenso freudig den Vorgang verfolgt.

So war es da — und was sieht er hier?!

Der Mann mit seinem Jungen macht fluchtartig kehrt: Fort von hier! Fort! Und unnachsichtig kämpft er sich durch den Pöbel ins Freie. Es drängt ihn nach Haus, nur fort aus dieser brodelnden, beunruhigenden Stadt!

So erreicht er wie im Traum das fromme Handwerkerviertel. Erreicht die grüne Gasse, wo der Zimmerer, der ihm die Balken schnitt, seine Werkstätte hat.

Und da gewahrt er unter dem Torbogen auch schon sein Mauleselgespann. Nun ist alles schon gut! Nun kann wohl nichts mehr passieren! Schnell nur das Holz auf den Karren geladen, und dann weg aus der Stadt!

Er biegt in den Hof ein, wo der Zimmerer bei seinem Knecht steht und die Balken taxiert.

“Es sind ein paar prächtige Dinger geworden!” empfängt ihn der Meister.

“Wie kann das auch anders!” erwidert der Winzer. “Ein prächtiger Baum gibt auch prächtiges Holz! Und das muß ja auch sein bei einem Holz für die Kelter!”

Hiernach zieht er den Beutel und händigt dem Zimmerer den Sägelohn aus.

Dann heben sie die Balken vom Stapel herunter. Und eben wollen der Knecht und der Meister damit über den Hof hinweg, um zu laden, da nähern sich von der Durchfahrt her stampfende Stiefel.

Sie gehören zwei römischen Söldnern, die mit lautem Schwadronieren in die Stiege einbiegen.

“Heda!” ruft schon der eine, noch bevor sie heran sind. “Haben wir den Rechten also doch noch in diesem lumpigen Winkel gefunden!”

Der Winzer und sein Söhnchen, der Knecht und der Meister, sie stehen alle betroffen.

Aber dann fährt schon über den Balken ein Hieb mit der Peitsche: “Sowas brauchen wir eben! Los — legt ihn mal hin!”

Die beiden gehorchen. Was läßt sich schon tun gegen den Stiefel der Römer!

Indes hat der zweite dieser unguten Vögel, dessen Physiognomie an einen Geier erinnert, schon den Stapel der Hölzer an der Werkstatt gemustert. “Komm, Jude!” ruft er herrisch und schlägt mit der Reitpeitsche auf einen kürzeren Balken. “Nimm diesen dazu, und dann laufe, daß du Hammer und Nägel bekommst!”

“Aber ihr Herren —!” läßt sich der Handwerker ängstlich vernehmen. “Was soll es denn geben?”

“Ein Kreuz! Was denn sonst!”

“Ein Kreuz — ein Kreuz aus diesen Balken? Diese herrlichen Balken für einen Verbrecher?!”

Die Kriegsleute lachen: “Sie sind für euren König! Der König der Hebräer hat solche Balken verdient! Oder wollt ihr, daß wir euren König an ein Scheuntor schlagen?”

“Sie gehören aber nicht mir!”

“Das kümmert uns nicht!”

Der Winzer tritt vor: “Die Hölzer sind mein! Ich fällte eine Eiche, um das Holz für meine Kelter daheim zu verwenden!”

“Um so besser! Um so besser!”

“Und das Holz ist nicht billig!” sucht der Winzer noch einmal seine Balken zu retten.

Er erntet nur Gelächter, und der eine Soldat schnauzt: “Wende dich an die Gerichtskasse! Deine lumpigen Balken kann sie sicher noch zahlen!” —

Es schlug eben Mittag, da war es getan. Aus dem Baum für die Kelter war ein Kreuzbaum geworden, und drei Stunden später stand er als heiliges Zeichen gerichtet . . . .

BRÜDER! WISST IHR NICHT,

daß die Wettläufer in der Rennbahn zwar alle laufen, aber nur einer den Preis erlangt? Laufet so, daß ihr ihn erlanget! Jeder, der sich am Wettkampf beteiligt, übt in allem Enthaltsamkeit. Sie tun es, um einen vergänglichen, wir aber, um einen unvergänglichen Kranz zu empfangen. Ich laufe daher, aber nicht ins Ungewisse; ich kämpfe, aber nicht wie einer, der bloß Luftstreiche ausführt, sondern ich züchtige meinen Leib und bringe ihn in Dienstbarkeit, damit ich nicht selbst verworfen werde, nachdem ich andern gepredigt habe (1 Kor. 9 ff).

Aus der Lesung der Messe an Septuagesima

GOTT IST DER MEISTER

Laß dir ein Gottesdienst die Arbeit sein,
sie wandelt deine Werkstatt zur Kapelle,
leg deine Seele in das Werk hinein:
“Gott ist der Meister, sei du sein Geselle!”
Die Erde kündet ihres Schöpfers Spur,
sieh, auch der Herrgott wirkt an allen Enden,
so schaff auch du auf deiner Lebensflur
mit zähem Fleiß und nimmermüden Händen.
Befriedigung kann nur die Tat verleihn.
Aus Müh und Fleiß erblühen Glück und Segen.
Laß dir ein Gottesdienst die Arbeit sein
und folge freudig ihren Glockenschlägen.

Josefine Moos

Die Judasse sterben nicht aus

von Rudolf Kiepke

Paul Pawlik wurde andächtig, wenn er über seinen Acker ging. Er sah in jedem Acker ein Geschenk Gottes, besonders in seinem Acker. Denn er hatte nicht geglaubt, ihn noch einmal in seinem Leben betreten zu können, als es ihn damals wie ein Bündel Knochen in das Erdloch vor Verdun geschleudert hatte. Als er dann eines Tages doch wieder in seiner Heimat war und über seinen Acker schritt, wollte er sich dankbar erzeigen. Er ging zum Holzschnitzer, daß er ihm ein Kreuz mache und einen Heiland daran, mit soviel Todesnot im Gesicht, wie Paul Pawlik sie in der Erde vor Verdun gehabt hatte.

Das Werk gelang. Es wurde ein Christus, der in stummer Qual rief: "Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

Der Bauer Pawlik war also wieder in seiner Heimat, er war fleißig, mit seinen drei Pferden auf seinem blitzsauberen Hof. Dieser Hof war ihm nicht aus den Wolken in den Schoß gefallen. Er hatte gearbeitet, hatte gepflügt, gesät und geerntet. Er hatte gerodet und Gräben durchs Bruch gezogen, damit das Wasser abfließe und aus dem nassen Grunde Roggen- und Weizenfelder wurden. Nichts war ihm gleichgültig und er dachte, jeder müsse so liegen, wie er sich bette.

Aber der Nachbar. Der sagte anfangs lustig: "Paul, man arbeitet, um zu leben, nicht umgekehrt." Als aber für Pawlik sich ein Erfolg nach dem andern einstellte, wurde der Nachbar ernster, wiederholte seinen Spruch, fügte aber hinzu: "Merk dir das gefälligst!"

Pawliks Ernten wurden immer reicher, und die goldenen Weizenähren brachten Zentner weißen Mehls. Jetzt konnte er seine Scheune mit Schindeln decken, der Nachbar Linsky aber mußte das Strohdach beibehalten. Der trug nämlich lieber sein Geld in die Wirtshäuser der Kreisstadt. Und so kam es eines Tages zum Krach. Eigentlich wegen nichts. Aber wie Prahlhänse nun einmal sind, machte Linsky eine mächtige Welle nichtssagender Worte, auf die Pawlik kaum etwas antworten konnte. Zum Schluß sagte er nur: "Wenn du ein Neidhammel bist, Linsky . . ."

Da schrie der andere drohend: "Jetzt langt's mir aber . . ." Von da an waren sie wie Kain und Abel.

Ein unheimlich drohendes Wetter zog sich über dem Land zusammen, das seit rund zwanzig Jahren unter polnischer Oberhoheit stand. Es taten sich allerhand Dinge in Städten und Dörfern. Polen und Volksdeutsche begegneten sich mit immer größerem Mißtrauen. Man munkelte von heimlichen Zusammenküften in der Mühle, die hinter Pawliks Acker lag. Der Bauer Pawlik aber bestellte Äcker und Wiesen wie immer, und wenn er mal ein Wort auffing von Rache und Krieg, dann sah er zu dem Kreuz hinüber und dachte an die blutige Erde von Verdun. Er teilte nicht die Abenteuerlust, die Verdrießlichkeit und das Geschwätz der andern, die sich viel versprachen von dem, was kommen sollte.

Auf einmal aber war das Neue wirklich da. Es war so schnell gekommen wie die deutschen Panzer, die über die Straßen rollten. Man konnte es kaum begreifen, konnte es nur einfach hinnehmen.

Jetzt wallte ein Meer von Unsicherheit auf. Streitigkeiten und Skandale, die man früher nie gekannt hatte, oder unter sich abmachte, wurden plötzlich mit der Farbe der politischen Gesinnung angestrichen.

Keiner konnte sagen, der Bauer Pawlik wäre nicht fleißig gewesen oder hätte sich jemals in anderer Leute Sachen gemischt. Deshalb blieb er ungeschoren, man ließ ihn in Ruhe, auch schon wegen der Verwundung vor Verdun, was in seinen Papieren stand. Der Nachbar Linsky nannte sich Landwirt und Kaufmann. Die Geschäftsleute aus der Kreisstadt kamen zu ihm und hatten immer etwas zu fragen. Welche Waren man umsetzen könne, was die Besatzungsmacht zu diesem und jenem sagen würde. Linsky arbeitete mit den Deutschen und verfeindete sich mit den Polen. Er jonglierte geschickt zwischen den Parteien.

Nur daß er dem Pawlik nichts anhaben konnte, daß dem die Felder anch weiterhin gute Früchte einbrachten, daß bei dem alles so bleiben sollte, wie es war, das ärgerte ihn. Das machte ihn oft mißlaunig. Dieser Duckmäuser hatte wieder einmal Glück gehabt.

Und je mehr Tage vergingen, um so größer wurde Kain in ihm. Er zergrübelte sich den Kopf, wie er den Nachbarn zu Fall bringen könnte. "Der die Hände mit mir

---

Die Stimme des Papstes

Die Größe und die Schwere, die Sorgen und die Leiden der Zeit, in die die göttliche Vorsehung Unser Leben und Unsere Arbeit stellen wollte, erschrecken Uns nicht. Hart, wie sie ist, von Gefahren belagert, erschwert durch Bitternis, lieben Wir trotzdem diese Zeit. Wir umarmen sie wie das Kreuz, das Uns der Herr von Ewigkeit her bestimmt hat und an dessen rauher Härte die Echtheit Unserer Liebe, die Festigkeit Unserer Treue, die Unbedingtheit Unseres Glaubens, das Maß Unserer innersten Teilnahme an den Schmerzen, an den Nöten und an der Mission der Braut Christi erprobt werden müssen.

Pius XII.

über dem Tisch hat, der ist's, der mich verrät", und als Judas hinausging, war es Nacht.

Nacht war es auch, als der Nachbar Linsky seinen schwarzen Plan gegen Paul Pawlik zur Ausführung brachte. Den ganzen Tag über hatte ein starker Südwest die Wolken gejagt, nachts stand der Mond hinter fliehendem Wolkendunst. Hoch, steil und mahnend stand das Kreuz am Ackerrand, am Acker, der dem Bauern Pawlik gehörte.

Da näherten sich dem kleinen Rasenhügel, in dem das Kreuz eingelassen war, zwei Gruppen Menschen. Von der Mühle her, deren mächtige Windflügel wie lange Schatten über die Erde gingen, kam Linsky. Mit ihm ein paar Helfershelfer.

Sie konnten nicht wissen, daß von der anderen Seite durch struppiges Unterholz gedeckt vier Männer einer deutschen Streife auf das Kreuz zuglitten.

Die Linskyleute umstanden mit rußgeschwärzten Gesichtern das Kreuzholz. Die Streife legte sich auf den Boden und wartete, was da kommen würde.

"Dummkopf", sagte Linsky zu seinem Begleiter, "natürlich kriegen wir jetzt den Pawlik. Wer will denn das Kreuz anders weggeräumt haben als er? Paßt gut auf, wir säen doppelte Zwietracht. Den Deutschen werden wir sagen, der Pawlik hält zu den Polen. Er hat das Kreuz umgelegt, um den Verdacht der Kreuzschändung auf die Deutschen zu lenken. Den Polen aber sagen wir: Seht das sind die neuen Christenverfolger!"

Die andern lächelten: "Bravo, Linsky, du bist ein Satan." Und die Säge fuhr durch den Kreuzstamm und ächzte. Kleine Hügel gelben Sägemehls erhoben sich im Gras. Dann stürzte die schwere Last des Kreuzes zu Boden. Des Herrn Gesicht, stumm in seiner Qual, lag nach oben. Über die Augen glitt ein Strahl Mondlicht. Sie schienen zu fragen: "Mensch, warum hast du mich verlassen?"

"Jetzt aber weg!" zischte Linsky. Da hörte er einen Laut. Er horchte in das Gestrüpp und erkannte die weiße Fläche eines menschlichen Gesichts. Blitzschnell erhob er die mitgebrachte Waffe und schoß. "Du sollst mich nicht erwischen, Paul Pawlik", keuchte er. Aber es war nicht Paul Pawlik, es war der Streifenführer, der nun den Abzug zog, daß die Schüsse hämmerten.

Zwei blieben auf dem Kreuzhügel liegen. Der eine tot, der andere mit einer schweren Verwundung. Der Tote aber war Linsky. Stöhnend erzählte der Verletzte alles. Schweigend hörten es die Soldaten. Einer von ihnen sagte gedämpft: "Die Judasse sterben nicht aus. Nur die Gelegenheiten sind andere."

Der gekrümmte Arm des Toten, der die Schußwaffe gehalten hatte, war in die Höhe gereckt. Sein Schatten fiel drohend auf das Gesicht des Gekreuzigten.

"Streben nach oefterer heiliger Kommunion"

Schriftliche Antworten auf eine Rundfrage

Warum nicht?

1. Menschenfurcht: Man geniert sich. — Man wird heimlich verlacht. — Was sagen die Leut'. — Die saudumme, veraltete Gewohnheit, mehr auf die Urteile der Leute zu hören als auf das Urteil Gottes und der Kirche. Das ist früher auch nicht Brauch gewesen.

2. Mangelndes Glaubenswissen: Bei manchen ist es Unwissenheit über den Wert und die Gnaden des Sakramentes. Die große Gnade und Kraftquelle ist den meisten fremd geworden. — Die Liturgie ist nicht lebendig, der Zusammenhang zwischen Opfer und Opfermahl ist nicht bekannt.

3. Mangelndes sittliches Streben: Von allen Seiten werde ich unter die Lupe genommen. — Mit dem öfteren Empfang wird unser Gewissen feiner. Man sieht mehr Fehler bei sich. Und das Besserwerden geht nicht so schnell. Da ist dann das Urteil gleich fertig: Was will denn der an der Kommunionbank. — Kommunion verlangt Freiheit von schwerer Schuld. Leichtsinnige Bekanntschaften aufgeben, das wollen sie nicht, darum gehen sie nur selten und ungern zur hl. Kommunion.

4. Mangelnde Sehnsucht: Wir sind zu satt. — Wir haben nicht genügend Hunger. — Wir haben das Wissen um die ewige Liebe zu uns verloren.

5. Äußere Gründe: Zeitmangel, weiter Weg, Nüchternheitsgebot, Gelegenheit zur hl. Kommunion nicht vorhanden.

Warum doch?

1. Heiligmachende Gnade: Um im Stand der heiligmachenden Gnade zu bleiben. — Damit wir wieder neues Leben in uns empfangen. — Wir erleben innere Erneuerung.

2. Christusverbundenheit: Damit wir wieder näher mit Christus in Verbindung kommen. — Damit die Verbindung mit Ihm erhalten bleibt. — Wir tragen Christus in uns.

3. Kraftquelle: Sie ist die Kraftquelle und Lebensquelle. Sie ist neue Kraft für uns. — Kraft zum heiligen Leben. — Wir sind den täglichen Kraftproben leichter gewachsen. — Wir meistern leichter das Leben. — Mit Christus geht es leichter. — Wir überwinden leichter unsere Versuchungen. — Damit wir nicht in Sünden zurückfallen. —Überwindung der bösen Gewohnheiten. — Wir kommen leichter über unsere Schwächen hinweg. — Christus bewahrt uns vor der Sünde. Um der Reinheit willen.

4. Apostolat: Wir sehen, daß er uns lieb hat. — Wir brauchen Ihn, weil wir es allein nicht schaffen. — Wir Verantwortlichen müssen mit Ihm verbunden sein, sonst ist alles Leerlauf. — Unsere Wirkkraft hängt von dem lebendigen Kontakt mit Ihm ab.

5. Unterpfand der Seligkeit: Ein Schatz für den Himmel. — Um vor dem Richterstuhl bestehen zu können.

*

„Die wahren Gläubigen kann man nicht im Pfarrkino oder bei Umzügen oder Prozessionen zählen, ja nicht einmal auf Grund der bloßen Anwesenheit bei der Sonntagsmesse. Die wahren Gläubigen sieht man zu Füßen des Altares, wenn der Priester das Brot des Lebens austeilt, das vom Himmel herabgekommen ist." (Papst Pius XII.)

Glaube und Muttersprache

Prälat Albert Büttner

„Berichte und Quellen" August 1956

Das letzte Mal durfte ich zu Ihnen sprechen über die religiöse Not unserer deutschen Glaubensbrüder, die Heimat und Brot in einem fremden Land suchen. Heute darf ich Ihnen davon sprechen, wie sehr diese Not unserem Hl. Vater am Herzen liegt.

Im Jahre 1952 erschien eine Apostolische Konstitution, d. h. eine für die Weltkirche geltende rechtsverbindliche Verordnung, welche der Gewohnheit gemäß mit den Anfangsworten „Exsul Familia", d.h. Familie in der Fremde, zitiert wird. Diese apostolische Konstitution nimmt sich einer Not unserer Tage an, nämlich der vielen Menschen, die heute aus manigfaltigen Gründen gezwungen waren oder sind, die Heimat zu verlassen, um in irgend einem Land der Erde Heimat und Brot zu finden. Der Papst beschränkt sich hierbei nicht nur auf mahnende Worte, auf Belehrung und Anregungen, sondern trifft wichtige Bestimmungen, welche das Interesse der ganzen Welt verdienen und zeigen, wie sehr dieses religiöse Anliegen zugleich ein allgemein menschliches und eine Aufforderung an alle kirchlichen und staatlichen Stellen der gesamten Erde darstellt, dieses ursprüngliche Menschenrecht heilig zu halten und zu wahren. Es geht um die muttersprachige Seelsorge der Ausgewanderten in der neuen Heimat.

Die Konstitution gibt im ersten Teil einen Rückblick auf die Vergangenheit und will zeigen, wie die Kirche immer Hüterin jenes Rechtes der Menschen war, Gottes Wort in der Muttersprache zu hören. Der Hl. Vater stellt zu Anfang fest, daß es immer Aufgabe der Mutterkirche gewesen sei, für die Vertriebenen und Ausgewanderten zu sorgen und genügend Hilfs- und Heilmittel für viele Schwierigkeiten zu geben, damit die Auswanderung nicht **„viel mehr** zum seelischen Ruin, als zum materiellen Vorteil werde", eine Feststellung, die allen stets lebendig vor Augen stehen müßte, die irgendwie mit der Frage der Auswanderung und der Ausgewanderten zu tun haben. Der Hl. Vater erinnert an die Worte und Taten des hl. Ambrosius, der die hl. Geräte zerbrach, um den Gefangenen zu helfen, die Bedürftigen vor Not zu schützen und denen, die in religiöser Gefahr schweben, zu helfen: „Seelen, nicht Gold sind zu retten." Er erinnert an das Wort des hl. Augustinus: „Wenn Priester fehlen, wie wird das Los derer sein, die aus dieser Welt als Nicht-Wiedergeborene scheiden oder an die Sünde gebunden sind?"

Was die Praxis schon erprobte, nämlich Seelsorge in der Muttersprache, für alle, die in fremder Umgebung leben, bestätigte dann ausdrücklich das **4. Laterankonzil 1215** mit folgenden Worten: „Weil in den meisten Gegenden, innerhalb der selben Stadt und Diözese Gläubige verschiedener Sprache, die trotz des gleichen Glaubens verschiedene Bräuche haben, zusammenwohnen, ordnen wir auf das strengste an, daß die Bischöfe dieser Städte und Diözesen dafür sorgen, daß geeignete Priester vorhanden sind, die nach der Eigenart der verschiedenen Sprachen das hl. Opfer für sie feiern, die Sakramente spenden und sie mit Wort und Beispiel belehren." Nach dieser Verordnung hat die Kirche bis auf unsere Tage gehandelt.

Der Papst geht nun auf die Anstrengungen der Kirche im letzten Jahrhundert ein, nachdem er festgestellt hat, daß zu keiner Zeit die Kirche in der Liebe und Sorge für die Auswanderer und Flüchtlinge versagt hat.

Die Konstitution behandelt dann die großen Auswanderungsperioden seit Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich besonders günstige Auswanderungsmöglichkeiten nach Amerika aus allen Teilen Europas ergaben.

Die Ehre, die Hilfswerke für die Auswanderer zusammengefaßt und geordnet haben, gebührt Papst Pius X. Als Pfarrer schon hat er seine auswanderden Pfarrkinder betreut und als Papst sich mit besonderem Eifer für die Auswanderer eingesetzt.

Hervorgehoben wird dann das Werk der religiösen Betreuung der Katholiken deutscher Zunge in Italien unter dem Patronat des Erzbischofs von Köln, das dann auch auf Westeuropa ausgedehnt wurde, und das Werk für die seelsorgliche Betreuung der Deutschen in Osteuropa und Übersee unter dem Bischof von Osnabrück im „Reichsverband für das katholische Deutschtum

im Ausland" organisatorisch zusammengefaßt.

Der Papst geht dann zu einem Anliegen der Auswanderung über, erwähnt seine Briefe und Erlasse an die Bischöfe Amerikas, seine Rundfunkansprachen, in denen er die Staaten, die noch über weite ungenutzte Gebiete verfügen, bittet, Flüchtlinge aufzunehmen und ihnen Boden und Brot zu geben. Er verdammt den Nationalismus, der die Grenzen sperrt, befürwortet die Familienauswanderung, beschwört die Senatoren von Nordamerika, die Rom besuchten und ermahnt sie, die Gesetze für die Auswanderung möglichst weitherzig auszulegen. Den gleichen Aufruf richtete er im Jahre 1952 an Brasilien. Bewegte Worte findet er bei dem Kongreß der internationalen katholischen Auswanderungskommission in Rom.

Als ganz besonders wichtigen Teil seines Amtes sieht der Hl. Vater die Sorge für die Auswanderer an, daß sie durch Priester **derselben** Sprache betreut, von ihnen geleitet und gestärkt werden. Er versichert dann, daß er als der gemeinsame Vater der Christenheit es als höchstes Amt seines universalen Apostolates erblicke, die Söhne, die das Land der Väter verlassen, mit besonderem Beistand zu begleiten.

Der II. Teil der Konstitution ist für die Praxis der wichtigste. Er enthält die Normen oder Richtlinien für die Seelsorge der Auswandernden und Ausgewanderten. Der Papst beauftragt die Hl. Konsistorialkongregation für alles zu sorgen und vorzubereiten, was der Seelsorge der katholischen Auswanderer dient, gleich wohin sie auch auswandern mögen.

Der Papst fordert die muttersprachige Seelsorge für alle Fremden in jedem Lande, die für kurz oder lang zum Studium oder zur Gründung einer Existenz dort weilen. Das Recht auf einen Priester der eigenen Nation oder Sprache haben nicht nur die Ausgewanderten, sondern auch deren Kinder. Mit diesen Bestimmungen will der Papst jedem gewaltsamen und übertriebenen nationalistischen Assimilierungsprozeß entgegenwirken. Der Ausgewanderte soll die seelischen Kräfte seines Muttervolkes nicht entbehren, sondern langsam und organisch hineinwachsen in die neuen Verhältnisse. Deshalb soll grundsätzlich dort, wo größere Gruppen von Einwanderern leben, ein Priester ihres Volkes und ihrer Sprache unter ihnen tätig sein. Diesem Priester werden besondere Vollmachten gegeben. Er wird in seinen Rechten und Pflichten dem Pfarrer gleichgestellt und hat Anspruch darauf, daß ihm eine Kirche zu ungestörter Ausübung der Seelsorge zur Verfügung gestellt wird. Um die Seelsorge wirklich fruchtbar zu machen, fordert der Papst besondere Vorbereitung für alle Geistlichen, welche als Auswandererseelsorger tätig sein werden. Er fordert das Interesse der alten Heimat, die die entlassenen Söhne und Töchter nicht vergessen soll. Priester und Volk sollen sie mit Gebet und Opfer begleiten. Um allen diesen Aufgaben gerecht zu werden, hat der Papst einen Obersten Rat für die Auswandererseelsorge bei der Hl. Konsistorialkongregation gegründet, in dem je ein Vertreter der wichtigsten Aus- und Einwanderungsländer Sitz und Stimme hat. So finden sich also in diesem Rat Vertreter der wichtigsten Auswandererländer wie Italien, Spanien, Deutschland, Holland und Vertreter der wichtigsten Einwanderungsländer wie Brasilien, Argentinien, Chile, Canada, Australien usw. zusammen.

Für uns in Deutschland bedeutet die Konstitution einen Aufruf an alle deutschen Katholiken, diejenigen nicht zu vergessen, welche durch die Not, durch Vertreibung aus der alten Heimat oder durch andere Umstände gezwungen sind, irgendwo in der Welt sich eine neue Existenz zu suchen und eine neue Heimat zu finden.

Die deutschen Bischöfe haben dem Aufruf durch Gründung des „Katholischen Auslandssekretariates" in Beuel bei Bonn, das die ausdrückliche Billigung und Anerkennung der obersten kirchlichen Behörde in Rom gefunden hat. Seine Aufgabe ist es, geeignete Priester auszusuchen, die hinausgehen in ferne Länder, um deutschen Katholiken in ihrer Muttersprache das Wort Gottes zu künden, ihnen Freund, Helfer und Tröster in den schweren Zeiten des Beginns zu sein. Er muß für die materiellen Bedürfnisse der Seelsorge im Ausland aufkommen, die Geistlichen mit der heutigen Literatur, mit den Hilfsmitteln der Seelsorge, wie Fahrzeug, Filmgeräte u. ä. versorgen. Der Leiter des Katholischen Auslandssekretariates ist der deutsche Vertreter im Obersten Rat bei der Hl. Konsistorialkongregation.

Deutsche katholische Auslandsseelsorge! Eine stets von der Kirche gepflegte und erfüllte Aufgabe, die im stürmischen Aufbruch unserer Zeit für den Strom der wandernden, von der Heimat vertriebenen, neue Heimat suchenden Menschen von unübersehbarer Bedeutung geworden ist. Noch ist sie nicht recht bekannt, noch nicht „populär" geworden im katholischen Volke. Und doch muß sie in das Bewußtsein der Katholiken in der Heimat als hohe Verpflichtung eingehen, so wie wir die Heidenmission und das Bonifatius-

Des Vaters Segen

Entnommen dem Buch "Das Heimwehbrot"

von Pfr. Albert Krautheimer

Ich war in meinem ersten Dienstjahr Kaplan am Bodensee; zweimal die Woche mußte ich von Meersburg aus ins Filial Beitenhausen, wo man den heiligen Wendelin verehrte. Früh um 6 Uhr zog ich im Sommer und Winter meine Straße, für ein Fahrrad reichte mein Gehalt nicht.

Eines Morgens, wie ich zu einem der vielen Feldkreuze kam, sah ich einen Mann gesetzten Alters vor dem leidenden Heiland knien und anscheinend innig beten. Ich muß ihm heute noch im Herzen abbitten, denn ich glaubte im ersten Augenblick, er habe sich vielleicht deswegen so scheinheilig da aufgepflanzt, um mir ein Almosen abzuknöpfen, wie ja manchem die Frömmigkeit nur zum Betteln dient. In meinem Verdacht bestärkte mich ein wetterbestandener Hausiererkasten, der neben dem Mann lehnte. Ich wollte also rasch an dem Fremdling vorbei, weil mir unechte Betbrüderei zuwider ist. Aber der frühe Beter entbot mir ein "Gelobt sei Jesus Christus" und fragte mich danach so höflich, ob er mich ein Stück Wegs begleiten dürfe, daß ich nicht anders konnte, als ihn einzuladen.

Weil der Mann voll Anstands schwieg, fragte ich ihn vorsichtig nach seinem Woher und Wohin. Er komme aus dem Württembergischen, sagte er, und sei auf Hausiererfahrt durch Hohenzollern bis an den Bodensee gekommen; es sei ein hartes Brot, das er da esse, aber er müsse es noch mit einer zahlreichen Familie teilen. Und das sei ihm ärger als alles, daß er so wenig bei seinen Lieben verweilen könne; die Kinder brauchten eben doch manchmal die Hand des Vaters. Er wisse sich keinen anderen Rat, als sie dem Vater im Himmel tagtäglich zu empfehlen. "Und drum, Hochwürden, gehe ich an keinem Wegkreuz vorbei, ohne ein Vaterunser für die daheim zu beten: ich bin schon vor mehr als tausend Kruzifixen gekniet; ob es im Morgenrot war oder in der Mittagshitze oder beim Sonnenuntergang, ich lasse den Herrn am Kreuze nie ungegrüßt."

"Du bist's, der unserm Sommerfeld
Bei Tag und Nacht die Wache hält,
Damit des Feindes Haß und Wut
Den Fluren keinen Schaden tut.
Wir säen, du gibst linden Regen,
Wir mähen, Herr, es ist dein Segen!
An jedem Weg der weiten Welt
Bist du es, der uns schirmt und hält."

Ich hatte ihm ergriffen zugehört. Weil ich immer noch schwieg, fügte er hinzu: "Schauen Sie, ein Hausierer ist kein Bauer, aber ich habe auch mein Feld und meine Saat, wenn man drei Buben und vier Mädchen hat, die alle noch in die Schule gehen. Drum kann ich

---

Werk für die Diaspora als selstverständliche Verpflichtung längst erkannt haben. Es geht darum, unseren ausgewanderten Glaubensbrüdern und -schwestern die Kraft des hl. Opfers, den Segen der Priester, den Trost der Sakramente zu sichern. In fremder Umwelt unter anders gearteten Umständen ist es schwer, stark im Glauben und christlicher Lebensart zu bleiben, wenn sonntags keine Glocke zum Gottesdienst ruft und kein deutsches Marienlied zum Herzen dringt.

In der Constitutio ist also an das deutsche Volk die ernste Mahnung des Hl. Vaters gerichtet zu helfen, daß jene, die in fremde Länder auswanderten, durch deutsche Priester seelsorglich betreut werden.

Vieles konnte bereits für die seelsorgliche Betreuung deutscher Katholiken im Ausland verwirklicht werden. In vielen Städten sind deutsche Priester tätig, in den meisten Ländern Europas von Oslo über Brüssel, Paris, Madrid und Lissabon, Mailand, Rom, Neapel, Athen und Konstantinopel, in Afrika, in Cairo, Alexandrien, Pretoria und Johannesburg, in Südamerika in fast allen Hauptstädten, von Caracas, Lima, Rio de Janeiro, Buenos Aires, Santiago bis Puerto Montt, in Australien in Sydney, Kew, Bonegilla, um nur die wichtigsten Plätze zu nennen. In vielen Orten aber ruft man doch nach dem deutschen Priester, an vielen Orten fehlt es an einer entsprechenden Priesterwohnung, an Seelsorgsräumen und -helfern. Groß sind die Sorgen und schwer die Aufgaben, die noch zu erfüllen bleiben. Es bleibt zu wünschen, daß der Ruf des Hl. Vaters, den er durch die Konstitution „Exsul Familia" in die Welt sandte, in Deutschland noch besser gehört werde.

Die Constitutio ist nicht nur ein Zeugnis religiöser Sorge, sondern auch menschlichen Verständnisses, ein Aufruf, menschliche Liebe und Weitherzigkeit über nationalen Egoismus und Enge zu stellen.

Das ist die Absicht der Apostolischen Konstitution Exsul Familia: Der Famile in der Fremde soll die Heimat im Glauben bewahrt bleiben.

wohl beten, wie ich es Ihnen eben vorgesagt habe."

Zu meiner Beschämung gestehe ich, daß ich nun dem falschen Argwohn von vorhin ein neues Unrecht hinzufügte, wenn es auch nicht so gemeint war; ich bot nämlich dem fremden Mann ein Geldstück an, das seinen Kindern zugedacht war. Er aber wehrte ab. Nein, er wolle das nicht, ich hätte ja selber einen grünverschossenen Rock an; wenn ich ihm aber einen Gefallen tun wolle, so soll ich für ihn und die Seinen beten. "Das will ich gleich bei der heiligen Messe tun", erwiderte ich. Als er aber hörte, daß ich mich zur heiligen Messe anschickte, fragte er fast bettelnd, ob er mir ministrieren dürfe. "Schauen Sie, ich ließe meinen Ältesten gern Pfarrer werden, aber wo soll es auch herkommen? Da denke ich oft, der Herrgott wird auch zufrieden sein, wenn ich dann und wann bei der heiligen Messe diene, damit er nicht am guten Willen zweifelt."

Ich hatte an diesem Morgen einen frommen Altardiener. Nach dem Gottesdienst verabschiedete er sich allerdings sehr rasch, er müsse an die Arbeit, bevor die Frauen aufs Feld gingen. Ich wußte nicht einmal seinen Namen, aber im Haus wo ich den Kaffe zu trinken pflegte, konnte man mir von dem Hausierer mehreres erzählen: das sei der Habermehl aus Trossingen, der komme schon jahrelang in die Gegend und führe gute Ware mit sich; er sei ein armer Mann mit einem Häuflein Kinder, er sei auch ein frommer Mann, auf dessen "Vergelt's Gott!" man etwas halte, der Habermehl aus Trossingen.

Ich mußte den ganzen Tag und noch lange nachher an den Mann mit dem lästigen Kasten und dem frommen Gemüt denken, aber mit der Zeit vergaß ich seiner völlig, zumal ich ihm nie mehr begegnete. Im andern Jahr war ich schon auf eine weitentlegene Stelle im Unterland versetzt.

Es mochten unterdessen 15 Jahre ins Land gegangen sein, da machte ich in der Abtei Neresheim die heiligen Exerzitien. Am ersten Abend kam ich bei Tisch neben einen jungen fremden Geistlichen zu sitzen, der mir sogleich freundlich seinen Namen nannte: Vikar Habermehl. Mir war es, als hätte ich diesen Namen schon einmal gehört, aber ich wußte nicht, wo ich ihn hintun sollte. Meinem Nachdenken kam er ungebeten zu Hilfe, indem er erzählte, er gehöre zur Diözese Rottenburg, seine Heimat sei Trossingen. Als ich das hörte, fiel mir blitzschnell der Hausierer vom Bodensee ein. Ich setzte den Nebenmann in nicht geringes Erstaunen, als ich ihm sagte, früher hätte ich einmal einen landfahrenden Händler seines Namens auf merkwürdige Weise kennengelernt. Er sei mir an einem Feldkreuz hinter Meersburg begegnet und habe mir sogar bei der heiligen Messe gedient, ob er ihn vielleicht gekannt habe, er sei auch von Trossingen gewesen. "Herr Pfarrer, das war ja mein Vater, es kann gar nicht anders sein", rief der junge Mitbruder und faßte mich heftig am Arm. Ich mußte ihm die ganze Begebenheit jenes Morgen berichten, seine Augen bekamen Tränen; mir aber ist es nicht anders gegangen, als er mir nachher von seinem heiligmäßigen Vater, dem Hausierer auf Gottes Straßen erzählte:

"Wir waren sieben Kinder zu Hause, und unser Vater mußte schwere und weite Wege für uns gehen, bis wir groß waren. Bevor er starb — im letzten Jahr vor meiner Priesterweihe — rief er uns alle an sein Bett und sagte: 'Kinder, ich eröffne euch mein Testament. Geld und Gut hinterlasse ich euch nicht. seid mir nicht böse draum! Aber ich habe an allen Wegkreuzen, zu denen ich kam, so viele Vaterunser für euch gebetet, daß ihr nicht arm zurückbleibt. Der Segen des himmlischen Vaters wird euch reichlich ersetzen, was ich euch nicht geben kann. Ich war mein Lebtag unbegütert, mein kostbarster Schatz ward ihr und eure Mutter; aber ich war zeitlebens auch gerecht, kein roter Pfennig drückt mich im Gewissen. Gern hätt ich noch die Primiz meines Ältesten erlebt, der Herrgott will es anders, drum wird's recht sein. Behüt' euch Gott! Und wenn ihr in eurem ferneren Leben an ein Wegkreuz kommt, dann zahlt mir mit einem Vaterunser heim, was ich euch in mühseligen Pilgerjahren erbetet habe.' Dann starb er."

Damals wurde ich inne, daß des Vaters Segen den Kindern wirklich Häuser baut, auch wenn er arm ist an zeitlichen Gütern.

Darin gerade besteht das Weisheitsvolle des kirchlichen Fastens: Um nicht durch ungeordnete Begierlichkeit zu Unerlaubtem hingezogen zu werden, legen wir uns Zwang auf, in dem wir bis zu einem gewissen Grade auch Erlaubtes uns versagen. Das ganze Jahr über wollen wir jedes Zuviel vermeiden, aber während der hl. Fastenzeit sogar auf sonst Zulässiges verzichten. So werden wir — eine Zeitlang dessen, was uns zusteht, entwöhnt — später um so leichter uns von dem fernhalten, was uns nicht zusteht. Augustinus

---

O Jesus, lehre mich, jede Stunde meines Lebens zur Vorbereitung auf ein gutes Sterben auszunützen. Wir loben und preisen Deine Liebe und Güte — aber Dein Kreuz wollen wir nicht tragen helfen — wir freuen uns Deines Friedens, aber den Widerwärtigkeiten gehen wir möglichst aus dem Wege.

Br. Augustinus O.S.F.

Aus der katholischen Welt

Exerzitien im Vatikan — Papst Pius XII. nahm zusammen mit den in Rom anwesenden Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen und mit den hohen Prälaten seines Staatssekretariats an den traditionellen, jedes Jahr in der ersten Adventswoche stattfindenden geistlichen Exerzitien teil. In diesem Jahr hielt Pater Giorgio Lojacono, Philosophie- und Theologieprofessor an der „Ignaziana" in Messina, die Exerzitienvorträge. Sie fanden am Vormittag und am Nachmittag in der von Papst Urban VIII. ausgestatteten Kapelle statt, die zwischen dem „Gobelin-Saal" und dem Thronsaal liegt. Am 8. Dezember fanden sie mit der Erteilung des Apostolischen Segens durch Papst Pius XII. ihren Abschluß.

Über 300 000 Flüchtlinge in Lagern. — Weit über 300 000 Flüchtlinge leben noch heute in den rund 3000 Lagern in der Bundesrepublick, wurde auf einer Tagung der Vertreter aus Süd- und Südwestdeutschland der „Arbeitsgemeinschaft Katholischer Lagerdienst" in Würzburg festgestellt. Die Arbeitsgemeinschaft betreut Flüchtlinge auf dem Weg durch die Lager bis zum Aufnahmeort; sie hilft, wo es nötig ist, und vermittelt auch bei schwierigen Fragen. An der Tagung in Würzburg nahm als Beauftragter der Fuldaer Bischofskonferenz für die Flüchtlingsseelsorge der Bischof von Würzburg, Dr. Julius Döpfner, teil.

Lärm gefährdet die Familien — Die Mechanisierung des modernen Lebens, die Hauptursache des Lärms, vor allem auf den Straßen, sei eine wahre Bedrohung für die Familie, besonders für die Geborgenheit des häuslichen Heimes, betonte Papst Pius XII. vor dem Jahreskongreß des Italienischen Verbandes für Lärmbekämpfung. Deswegen wünsche er lebhaft, daß die öffentliche Meinung ein immer größeres Bewußtsein der Notwendigkeit der Lärmbekämpfung gewinnen würde, besonders dann, wenn es sich um grundlos und zwecklos hervorgerufenen Lärm handele. — Oft würden ein wenig Aufmerksamkeit und Rücksicht genügen, fuhr der Papst fort, den Lärm zu vermeiden. Jeder sollte acht geben, den Nächsten nicht durch übermäßigen und unnützen Lärm zu stören. Die Vermeidung des Lärms wirkte sich nicht nur für die Gesundheit und die geistige Arbeit günstig aus, sondern helfe auch dem Menschen, innerlich zu leben, die geheimnisvolle Stimme des in der Seele seiner Kreatur gegenwärtigen Gottes zu hören, der sich ihm mitteilen möchte.

Polen — Verhandlungen zwischen Kirche und Staat. In sechs Punkten wurde jetzt bei den Verhandlungen zwischen Regierung und Episkopat in Polen, die zur Bereinigung der Schwierigkeiten zwischen Staat und Kirche geführt werden, die Einigung erzielt. Dies gab ein in Warschau veröffentlichtes Kommunique bekannt. Das Gesetz vom 9. Februar 1955, in dem die Regierung für sich das Recht beanspruchte, kirchliche Ämter selbst zu besetzen, soll nach der Verlautbarung aufgehoben und in einem neuen Abkommen dem Staat ein gewisser Einfluß auf die Ernennung von Erzbischöfen, Diözesanbischöfen, Dechanten und Pröpsten gesichert werden. Das Recht der kirchlichen Jurisdiktion darf dabei jedoch nicht angetastet werden. Die völlige Freiheit der Religionsausübung und freiwilliger Religionsunterricht an Mittel- und Volksschulen für Kinder, deren Eltern sich für den Religionsunterricht ausgesprochen haben, wird garantiert. Der Religionsunterricht ist kein Pflichtfach, die Schulbehörden sind jedoch verpflichtet, seine Erteilung durch einen entsprechenden Stundenplan zu ermöglichen; Religionslehrer werden von den Schulbehörden auf Vorschlag der Kirche berufen und vom Staat bezahlt.

Paraguay — Mit deutscher Hilfe neue Kirche in Chaco. Als Krönung ihres dreißigjährigen Wirkens im paraguaynischen Chaco konnten die deutschen Oblaten von Hünfeld unter Msgr. Walter Verwoort, der zum Apostolischen Vikar von Pilcomayo ernannt wurde und Mitglied der paraguayanischen Bischofskonferenz ist, die erste von ihnen errichtete größere Kirche in der Ortschaft Mariscal Estigarribia weihen. Die Kirchweihe wurde zu einem Fest, wie es der wilde Chaco seit langem nicht erlebt hat. Zu Pferd, zu Fuß, mit Wagen waren die Gläubigen aus allen Teilen des Chaco, oft in tagelanger, beschwerlicher Pilgerfahrt, nach Mariscal Estigarribia gekommen, um an der Kirchweihe teilnehmen zu können. Aus Asuncion waren zahlreiche Gäste gekommen, denen die paraguayanischen Luftstreitkräfte zwei Transportflugzeuge zur Verfügung gestellt hatten. Eine der Maschinen wurde von Msgr. Bogarin, dem Weihbischof von Asuncion, gesteuert. Alle Gäste waren über die schmucke Kirche, die sich auf einer als Umgang ausgebauten Aufschüttung erhebt, begeistert. Von den großen Schwierigkeiten dieses Kirchenbaues berichtete Msgr. Verwoort. Er drückte dabei wiederholt seinen Dank für die ihm aus Deutschland zuteilgewordene Hilfe aus, ohne die das Werk kaum zeitgerecht vollendet worden wäre. Da es im Chaco an Baumaterialien fehlt, mußten die 800 000 Backsteine, die für die 42 Meter lange Kirche verwandt wurden, von weit her geholt werden. Die drei Meter lange Altarplatte stammt aus dem Steinbruch der 1200 Kilometer entfernten deutschen Siedlung Independencia. Zwei Platten zerbrachen, bevor sie verschickt werden konnten. Erst die dritte Platte erreichte ihren Bestimmungsort. Das Tabernakel, das Altarkreuz und die Leuchter, wie alle übrigen Kultgegenstände sind Geschenke aus Deutschland. Die ebenfalls von deutschen Katholiken gestifteten Seitenfenster und die Beleuchtungskörper sind noch unterwegs, weil es allein zehn Monate dauerte, bis Msgr. Verwoort von den zuständigen Behörden in Asuncion die erforderliche Einfuhrbewilligung bewirken konnte.

“Es gibt einen Gott”

Eine merkwürdige Geschichte um das Geheimnis von Sünde und Buße

von Otto Gillen

Unweit des Dominikanerinnenklosters Neusatzeck im mittleren badischen Schwarzwald steht am Ende eines Kreuzweges im Schatten der Waldbäume eine Fatima-Sühnekapelle und ein wenig unterhalb des Kapellenbezirks ein Marterl mit dem in Holz geschnitzten kreuztragenden Christus. Die Inschrift besagt, daß an dieser Stelle eine schwere Sünde gegen das heiligste Sakrament begangen worden ist. Genau nach den Angaben eines Briefes, der im Dezember 1946 an der Klosterpforte lag, fand man eines Morgens an der bezeichneten Stelle das sorgfältig verpackte Marterl, an einem Baum aber hing ein Zettel mit dem Wort: “Hier”; es war der Platz, wo das Sakrileg begangen worden war. Der Brief, der zur Deckung der Unkosten etwas Geld erhielt, trug die Unterschrift “Ein schwerer Sünder”; er bat die Schwestern inständig um ihr Gebet und den Geistlichen, er möge den Platz segnen. Superior Klemens Stehle, der über die Vorgänge eine Schrift verfaßt hat, ließ das Marterl errichten und weihte es am Palmsonntag 1947 im Beisein vieler Pfarrangehöriger ein.

Das Vorkommnis ist, wie aus weiteren Briefen des Unbekannten deutlich wurde, ein Beispiel, wie die schwere Sünde nach Sühne schreit, ein Beispiel auch, daß Gott seiner nicht spotten läßt. “Ich fühle mich heute gezwungen”, so schrieb der Frevler in einem späteren Brief an den Superior, “ein wenig den Schleier zu lüften. An Peter und Paul geschah vor Jahren die Sünde. Der Tag bleibt mir unvergeßlich. Wie der Schächer am Kreuze sprach: ‚Wenn du Christus bist, so hilf dir selbst und uns’, so sprach auch ich dort oben höhnend und lästernd: ‘Wenn du Gott bist, so zeige es doch! Aber du bist nicht Gott.’ Wahrhaftig, Gott zeigte es, daß er Gott ist, wenn auch nicht sofort. Aber ich versichere Sie und möchte es allen Menschen sagen: es gibt einen Gott. Und gibt nicht unaufhörlich mein gequältes Gewissen Zeugnis, daß es einen gerechten Gott gibt?!”

Der Schreiber ließ in der Folgezeit auf dem schmalen Pfad zum Marterl hinauf einen holzgeschnitzten Kreuzweg errichten mit dem Wunsche, “daß dieser sündige Weg einst ein Weg der Buße und der Gnade wird.”

Schließlich traf beim Superior des Klosters noch eine größere Summe Geldes ein für eine Fatima-Kapelle, die nahe bei dem Sühnemarterl errichtet werden sollte. Am 13. Mai 1948 kam die Fatima-Muttergottes in Neusatzeck an. Um die Mittagszeit brachten fremde Mädchen die in Holz geschnitzte Figur; sie war in einen Kranz von Blumen gebettet. Als der fromme Gesang der Mädchen oben vom Waldweg erklang, stiegen einige Männer hinauf und holten die Madonna ab; aber niemand erfuhr, woher sie gekommen und wer der Stifter war. Die Mädchen schwiegen, und so blieb das Geheimnis unerhellt bis auf den heutigen Tag.

Seit der Errichtung der Kapelle und des Kreuzweges sind viele Tausende von Pilgern den steinigen Weg hinaufgewandert, den Weg, den der Sünder ging, seinen Frevel zu verüben. Es ist inzwischen viel Sühne geleistet worden, in der schon hundert Jahre währenden Anbetung im nahen Kloster, bei den Sakramentsandachten, bei den Fatima-Prozessionen. Es gibt heute wohl kaum einen Ort, wo das Geheimnis von Sünde und Buße in so augenfälliger Weise sichtbar geworden ist wie hier. In seinem letzten Brief an Superior Stehle hatte der Frevler noch geschrieben, er habe gehofft, mit dem Marterl und dem Kreuzweg das Feuer austilgen zu können, das in seiner Seele brennt, “doch vergebens . . . der Berg ist zu hoch, um ihn übersteigen zu können!” Aber man darf glauben, daß Gott diesen drängenden, ja leidenschaftlichen Sühnegeist in seiner Barmherzigkeit angesehen und Linderung in das aufgewühlte Herz des Sünders geträufelt hat. Er hat von einem bestimmten Zeitpunkt an nicht mehr geschrieben. Aus seiner Untat aber erwuchs dem Ort Gnade über Gnade. Den ganzen Sommer über ist am 13. jeden Monats eine Fatima-Wallfahrt. Und für viele Zehntausende die vor dem kleinen Marterl still standen, wurden seine mahnenden Worte zum Gebet:

“Komm, schau mich an!
Und du, o Mensch, willst noch sündigen?
Vergib, o Gott, die Sünde,
gegen deine Liebe im hl. Sakrament
die hier an diesem stillen Ort
begangen wurde.”

Christus hat die Beichte eingesetzt

Am Abend des Auferstehungstages erschien Jesus den Aposteln und sprach zu ihnen: „Friede sei mit euch.” Nach diesen Worten hauchte er sie an und sprach: „Empfanget den Heiligen Geist! Denen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen und denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten” (Joh. 20, 19–23). Mit diesen Worten hat Christus, der allmächtige und allwissende Sohn Gottes, das Sakrament der Buße eingesetzt. Er hat nämlich damit angeordnet, daß im Bußsakrament die Sünden nachgelassen oder behalten werden; der Priester soll darüber als Richter entscheiden. Da er aber unsere Sünden nicht wissen kann, müssen wir ihm sie bekennen (beichten). Wenn der Priester uns losspricht, läßt uns Christus, unser Erlöser, die Sünden nach.

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Christoph hörte schweigend zu. Doch der bittere Ausdruck schwand nicht aus seinem Antlitz.

Dann sah er der Mutter unvermittelt in die Augen. Ein unsicherer, langer, forschender Blick. Und die Frage: „Will Ev auch daß ich komme?" Und als Agnes, betroffen über seine plötzliche Klarheit, schwieg und die Antwort überdachte —

„Hat Ev Euch gestanden, Mutter, daß sie mich liebt?"

Jäh schoß die Röte über ihre Wangen.

„Ev war es, die zuerst von dir erfahren hatte. Der Charlott hatte gehört, wie du im Fieber ihren Namen sprachst. Dies sagte er dem Hirten, der nach Tschelm kam mit der Nachricht . . ."

„Bitte, antworte mir, Mutter!"

„Ev kam zu mir und . . ."

„Sie liebt mich, hat mich nicht vergessen?"

Sein ganzes Wesen drängte sich in dieser einzigen Frage zusammen. Gespannt, mit der äußersten Kraft, die in ihm war, sah er auf die Mutter. Das Düstere wich aus seinem Antlitz. Wie verwandelt war er. Straff, voll Energie, zum Äußersten entschlossen! Nie hatte sie Christoph so gesehen.

Agnes ahnte jetzt, daß die Liebe zu Ev es gewesen war, die ihn all die schwere, einsame Zeit, die er bei den Jägern und Hirten tief im hintersten Gebirge des Ampezzo verborgen geblieben war, am Leben erhalten hatte.

Welche Kraft liegt in der Liebe, dachte Agnes, in dieser jungen, ungestümen Liebe! Sie hatte den Mann in Christoph gerufen, sie hatte ihn mit nachtwandlerischer Sicherheit durch alle Fährnisse geführt. Nur dieser Liebe schien er zu leben.

Wie seltsam, daß nicht Lukas, der älteste, Anselm nicht, daß der jüngste ihrer Söhne, Christoph, der erste war, der von seiner Liebe zu ihr sprach. Christoph, den sie am innigstens behütet hatte, der am längsten Kind war, Knabe noch, als die andern längst schon zu Männern geworden waren. Nun sprach er die ungestüme Sprache eines Mannes, der mit der ganzen Kraft des Herzens für seine Liebe kämpft.

Eigen war Agnes in diesem Augenblick zumute; denn nun, da ihr jüngster Sohn der Liebe zu einem guten, braven Mädchen verfallen war, empfand die Mutter diese Stunde als eine Stunde des Abschiednehmens von allem, was ihrem Leben Freude, Kraft und Inhalt gegeben hatte. Was ihr noch blieb, war allein die schmerzlich schöne Liebe zu Kindern, immer wieder verkannt, vergessen oder mißverstanden, doch trotz alledem stets wieder von neuem sich entflammend, eine Liebe, hell und strahlend, wenngleich hinter ihr verborgen ein bitteres, entsagungsvolles Verzichten stand.

Welche Qual war für das Herz der Mutter schon dieses erste, stürmische Geständnis! Wie bitter war doch alles! Wie brannte der Schmerz in ihrem Herzen. Wie füchtete sie, daß sie den mühsam beschrittenen Weg verfehlen und Christoph für immer verlieren würde, wenn sie ihm gestand, daß nichts an Ev ihr verraten hätte, wie sie zu Christoph stand! Eine herzliche Kinderfreundschaft, gewiß. Doch nie hatte Agnes mehr darin gesehen. Aber wer konnte schließlich in das Herz eines Mädchens blicken, das kaum zur Liebe erwacht war. Gehörte Ev in ihrer glücklichen Art nicht allen gleich auf Fioll? Lukas, mit dem sie dann und wann auf die Berge stieg, Anselm, der gerne ihre Arbeit lobte, Christoph, ihr gleich an Alter, ihr Gespiele von Kind auf. Ev war den Fiollerbrüdern eine Schwester, allen dreien gleich, so war es Agnes erschienen.

Doch unerbittlich stand die Frage vor ihrem gequälten Herzen. Sie sah Christoph in die Augen, die fiebernd ihrer Antwort harrten wie einer Entscheidung über Leben und Tod.

„Gott verzeih' es mir!" bat sie in ihrer Brust, „doch es geht um sein Leben. Ich sehe keinen anderen Weg!"

Und laut sprach die Mutter: „Es ist, wie du sagst, Christoph. Ev liebt dich!"

XIV

Lukas saß eben über den Plänen des Kraftwerkes, als ein Wagen in den Hof einfuhr. Vier Herren stiegen aus. Sie schüttelten ihre leichten Staubmäntel ab und betrachteten aufmerksam die Gegend.

„So", schmunzelte Lukas, „nun haben wir die Bescherung!" und rief der Mutter in die Küche hinüber: „Den besten Wein, Mutter! Die hohe Baukommission!"

Er begrüßte die Männer mit ausgesuchter Höflichkeit.

Kühle, gemessene Verbeugung nur! Der eine mit der schwarzen Brille wies stirnrunzelnd auf die verschiedenen Baustellen hin, die Sprengstellen oben an den Felsen, den Schotteraufzug, den tiefen Graben quer durch die Äcker, in welchem die Wasserzufuhrröhren verlegt werden sollten, das kleine hübsche Werkgebäude unten, das schon über die Mauergleiche gediehen war.

„Immer dasselbe!" rief ein anderer mit weißem Spitzbart, der älteste von ihnen, wohl der Vorsitzende dieser Kommission. „Man reicht das Projekt ein, sagen wir an einem Montag, am Dienstag wartet man noch, der Form halber, zu, doch am Mittwoch beginnt man schon zu bauen, ohne sich um die Meinung der Kommission zu kümmern, selbst, wenn sie am Donnerstag schon käme!"

„Dieser begann schon gleich am Montag!" rief der eine mit der Brille wieder und versuchte, ein Lachen anzubringen. Es mißlang, denn der Vorsitzende sah ihn mißbilligend an. So beendete er sein Lachen mit einem heftigen Hustenreiz.

„Was können wir noch tun, als zu allem ja und amen sagen!" erwiderte der Alte, „zum Teufel mit dieser Ungeduld!"

„Wir können den Bau einstellen lassen", sagte der Bebrillte.

„Im Oktober war der schwere Murbruch auf Fioll, meine Herren", begann Lukas in gewandtem Italienisch, „deshalb waren die Arbeiter der Firma Speculini noch hier, auch Material und Gerät, als die Besitzerin des Hofes, Frau Agnes Hellensteiner, meine Mutter, auf meinen Vorschlag hin den Entschluß zum Bau des Kraftwerkes faßte. Nachdem wir bisher noch keinen Centesimo staatlicher Vergütung für den durch die Katastrophe entstandenen Schaden erhalten haben, trotzdem wir längst darüber eingehend berichteten und drei Kommissionen schon den Schaden besahen, mußten wir möglichst Kosten sparen; denn hätten wir mit der Behebung des Schadens zugewartet, bis die Vergütung eintreffen würde, gäbe es wohl jahrelang kein Korn auf Fioll. So leitete ich die Arbeit am Kraftwerk ein und . . ."

„Gut, gut", unterbrach der Vorsitzende, „in diesem Falle ist es uns leicht gemacht, den Verstoß zu entschuldigen, nachdem das Projekt, soweit ich es an Hand der eingereichten Pläne beurteilen konnte, weitgehend den vorgeschriebenen Bedingungen entspricht. Und nun zur Sache, meine Herren!"

Er schritt mit den andern in die Stube.

Lukas breitete die Pläne über den großen Tisch und begann, sie zu erläutern. Aufmerksam folgten die Herren. Einmal unterbrach ihn der Vorsitzende:

„Wo haben Sie studiert? In Milano, wie?"

„Nein, in Graz! In Milano habe ich ein Jahr als Volontär bei Siemens gearbeitet."

„So, so", machte der Alte, „fahren Sie fort."

Lukas schilderte, wie er schon vor Jahren Schotterführung und Wasserstand des Tschoibaches kontrolliert und aufgezeichnet habe.

„Dieses Surlay, von dem Sie sprechen, was ist damit?"

„Das Surlay ist, geologisch gesehen, ein Sturzgebiet. Die Porphyrmasse des Tschauberges muß durch irgendwelche Vorgänge, vielleicht durch Erdstöße, so weit gelockert worden sein, daß die vordersten Teile des Berges abbrachen und in hausgroßen Blöcken in dieses Gelände stürzten. Vom Standpunkte der landwirtschaftlichen Nutzung aus betrachtet, ist das Surlay völlig wertlos. Ich kann es also ohne weiteres stauen . . ."

„Warum stauen? Sie hätten doch auch ohne diese Stauung Gefälle genug?"

„Das Surlay muß verschwinden", sagte Lukas kurz, „es kommt nur Unheil davon. Das Vieh stürzt darin zu Tode, selbst Menschen verirrten sich. Der Tschoi aber unterspült die Ufer. Es bilden sich Muren . . ."

Der Vorsitzende blickte auf die Pläne nieder und runzelte die Stirn:

„Die Mauer ist zu stark dimensioniert;"

„Mit Absicht; sie muß die Kraft des Baches brechen. Nie mehr soll der Tschoi Schaden bringen für Fioll! Es war Unglück genug!"

Der Alte schaute ihn durchdringend an.

„Sie werden wohl zu gegebener Zeit selst den Hof übernehmen, wie?"

„Gemeinsam mit der Mutter, ja!"

„Dann wird Ihr Besitz wohl eine Art Muttergut werden. Nicht überall ist ein Bauer zugleich Techniker. Ich will sagen, ein Berghof, auf dem die Mittel der modernen Technik voll eingesetzt werden, wie?"

„Jawohl", sagte Lukas, „dies ist meine Absicht. Das Kraftwerk ist der Beginn, die Seilbahn — ich meine eine Transportanlage für Holz und die Produkte des Hofes und unserer Nachbarn —

wird das nächste sein!"

„Schön, sehr schön", sagte der ältere Herr, „es wird zwar einen Kampf kosten, das Projekt durchzusetzen, weil der Präfekt mit den Bauern von Rainalt leider gar nicht zufrieden ist. Ihr habt Schädel aus Dolomitfels, sagt er, und Ihr Vater war als ein besonders querköpfiger Mann bekannt. Und", setzte er lächelnd hinzu, „der Apfel fällt nicht weit vom Baume, sagt ein Sprichwort."

„Hoffentlich stimmt dies", rief Lukas, „unser Vater war mir recht, er war gerecht und gut, er ist für Fioll gefallen. Daß gerade der jetzige Präfekt Fioll nicht mag, kann uns nur eine Ehre sein, wir mögen ihn auch nicht. Ihn und seinen Ferale. Sagen Sie Ihm das nur. Ich weiß, daß er alles Deutsche haßt in seinem engen Fanatismus, und im Bozener Stadtbauamt hat er einen Sizilianer eingesetzt, einen Nichtskönner, der die von deutschen Architekten vorgelegten Pläne stiehlt, um sie dann gelegentlich als seine Arbeiten in etwas verkitschter Form zur Durchführung zu bringen. Ich kann diese Behauptung beweisen. Sagen Sie, was würden die Parlermitaner sagen, wenn man ihnen einen deutschen Südtiroler als Leiter des Bauamtes vorsetzen würde, der sich so benimmt?"

Der ältere Kommissionsherr schwieg einen Augenblick, dann sagte er, verbindlich lächelnd:

„Ich habe nur technische Fragen zu prüfen, das andere geht mich nichts an. Unser Präfekt ist klug und will nur das Beste für dieses Land. Also reichen Sie nur rechtzeitig die Pläne ein, ich werde mich für die rasche Erledigung Ihres Gesuches einsetzen, die Wasserkraft gehört zu Fioll. So werde ich Ihnen beweisen, daß ihre Ansichten über unseren Präfekten falsch oder zum mindesten übertrieben sind."

„Es gibt gute und schlechte Präfekten. Die Zeit wird es erweisen, daß der jetzige Präfekt den Italienern keine Ehre bringt. Aber das ist nicht so wichtig, Präfekten kommen und gehen, die Bauern bleiben."

Agnes trat in die Stube und bat die Herren zu Tisch. Sie hatte draußen unter den blühenden Bäumen des Angers gedeckt.

Die Herren fanden die Sache mit dem Wasser gut, mit dem Wein noch besser. Das Essen, junges Huhn, war ausgezeichnet.

Am Nachmittage, als es kühler wurde, stiegen die Herren zur Baustelle empor. Der Alte schob seinen Arm vertraulich unter den von Lukas: „Sie haben wohl in Österreich nicht nur Technik allein, Sie haben gewiß auch Politik studiert!"

„Gewiß, vor allem die Kunst, stets die Freiheit des anderen zu achten!" erwiderte Lukas.

Der Alte schwieg. Dann versuchte er den Angriff von einer anderen Seite aus.

„Es ist jetzt viel Unruhe in der Welt. Ich meine, diese neue Bewegung im Reiche, haben Sie damit etwas zu tun?"

„Nein. Ich bin ganz ein Mann der Technik", gab Lukas zur Antwort, „ich kann mir vorstellen, daß das Technische einmal in solchem Ausmaße die Welt erfassen wird, daß die Menschen künftig das Politische, wie wir es heute verstehen, gar nicht mehr brauchen, um miteinander auszukommen, oder besser gesagt, daß sie alles Politische ins Technische übersetzen werden, genau, wie auch das Militärische in die gleiche Richtung drängt und immer mehr zu einer Funktion der Technik wird. Das Wesen alles Kommenden wird ausschließlich durch die Technik bestimmt werden. Die Zukunft aber gehört jener Macht, der es gelingt, sich zuerst das Technische völlig einzuverleiben!"

„Interessant, sehr interessant, aber vielleicht auch falsch, lieber junger Mann, denn wenn der Mensch die Innerlichkeit verliert, verliert er alles, was dem Leben Sinn gibt, also auch alles Gute, was die Technik ihm gebracht hat. Aber ich verstehe Sie schon", nickte der Alte, „da Sie zugleich Bauer sind, sehe ich in Ihnen gewissermaßen den Typus des kommenden Menschen in diesem Lande. Auf seinem eigenen Besitze schaffend, und doch zugleich empfänglich für das Geschehen im Staate als dem größeren Raum! Es ist genau das gleiche, was auch wir wollen!"

So kam Lukas mit den Herren der Kommission gut um die Klippe seines vorzeitigen Baubeginns und konnte abends in der Schmiede, als er dem guten Ambosser eine besonders gute Weinflasche auf den Amboß stellte, einen leichten Triumph feiern: Die Kommission hatte wohlwollend entschieden! Der Bau ging weiter.

„Und in einer Woche, Meister, kommt der große Dynamo! Gut, daß ihn die hohe Kommission nicht mehr gesehen hat, sonst würden die Herren vielleicht noch einmal alles umgeworfen haben!"

Dann stießen sie fröhlich an: „Auf das behördliche konzessionierte Kraftwerk am Tschoi!" rief Lukas voll Übermut.

„Eigentlich hätte ich von dir ja Größeres im Leben erhofft, Lukas, als dieses", brummte der Schmied. „Doch immerhin . . ." Den Rest verschwieg er. —

*

Der Dynamo kam. Umständlich mußte Lukas den Nachbarn erklären, wie das Ding, das ihnen Licht

und Kraft bringen sollte, funktionieren würde. Er hatte seine besondere Art, die schwierigsten technischen Phänomene in handfestes Bauerndeutsch zu übersetzen. So zärtlich behandelte er den Dynamo, wie ein Bauer die beste Milchkuh im Stall.

An dem Tage, an dem am Werkhaus schon die Mauern wuchsen, kam noch ein anderer nach Fioll.

Die Mutter war eben mit zwei Mägden im Anger draußen und schor die Schafe. Es war ein strenger Winter gewesen, die Wolle war dicht und stark. Agnes tat die Arbeit am liebsten selbst; denn es gehörte eine besondere Hand dazu. In großen Haufen lag die Wolle ringsum auf dem Rasen. Frierend und zitternd taumelten ihr die Schafe, wie sie von der Schere kamen, aus der Hand. Viel kleiner, unansehnlicher schienen sie, nackt, wie sie nun waren, so gebrechlich, zum Erbarmen!

Da fiel ein Schatten über ihre Hand. Es stand einer vor ihr, ein Mann, kräftig von Gestalt, nicht mehr jung, doch auch nicht alt, sie erkannte ihn nicht gleich, er kam aus der Stadt; denn er trug einen grauen Anzug, einen Allerweltsanzug. Er zog den Hut und grüßte.

Nun erst erkannte Agnes den Mann, es war der Goldiner aus der Steiermark.

„Willkommen auf Fioll, Meister, und verzeihen Sie, daß ich Sie nicht gleich erkannt habe", sagte sie in ihrer herzlichen, offenen Art.

„Es ist viel geschehen auf Ihrem Hof im letzten Jahr, und ich habe viel und oft an Fioll und an die Hellensteiner denken müssen. Nun bin ich selber da, um zu sehen wie es Euch geht."

Goldiners Stimme hatte etwas, das Agnes sogleich angenehm berührte. Nichts verrät ja den Menschen, den inneren, so sehr wie seine Sprache — von den Augen natürlich abgesehen, dem einzigen am Menschen, was er nicht verstellen kann! — Vielleicht ist es deshalb, weil die Sprache am weitesten von innen kommt. Darum kann man sich bei einem Menschen, den man sieht, so schwer vorstellen, wie seine Sprache sein wird. Meistens raten wir daneben. Goldiner hatte etwas ganz Besonderes in seiner Stimme, das mehr von ihm verriet als das gute Bild seiner Erscheinung.

Agnes schor das Schaf, das halbgeschoren auf ihrem Schoße lag, mit raschen Griffen fertig.

„Wie geht es Lukas?" fragte Goldiner.

Agnes schüttelte ihm nun herzhaft die Hand. „Lukas hat mir viel von Ihnen erzählt, Goldiner. Sie und Ambosser seien die einzigen Menschen, sagt er, die ihn ganz verstünden. Seine Mutter erreicht bestenfalls den dritten Platz! Ich begreife es wohl. Es ist so ein Ungestüm in Lukas. Das kommt, weil er immer Größeres will, als er im Augenblick schaffen kann. Da kommen nur wenige mit. Doch, was spreche ich viel! Wie wird er sich freuen! Er ist oben am Tschoi, denken Sie, er baut!"

„Das dachte ich gleich", begann Goldiner und folgte Frau Agnes in das Haus. „Wo Lukas ist, beginnt sich alles zu verwandeln. Er kann gar nicht anders. Es ist, als ob sein Blick allein schon genügte, alles Bestehende zu verändern. Das sind so eigentlich die Menschen unseres Zeitalters, die mit diesem Blick geboren sind. Sieht Lukas irgendwo ein Haus, eines, an dem Tausende achtlos vorüberlaufen — ihm ist es eine Aufgabe. Er sieht: die Maße sind schlecht, die Proportionen stimmen nicht. Das Dach sitzt zu hoch, es schützt die Mauern zu wenig, die Fenster sind schlecht verteilt, zu klein außerdem. Oder er sieht ein Stück Land — es ist schlecht genützt, der Boden vernachlässigt, man könnte da, man müßte dort . . .! Ja, ich kenne ihn!"

„Ich werd' ihn rufen!" sagte Agnes und schenkte den Wein in die Gläser.

„Warten Sie noch, Frau Hellensteiner. Es ist so gut, mit Ihnen über Lukas zu sprechen. Wir lieben ihn doch beide auf unsere Art. Da dachte ich mir, als ich den Berg heraufstieg, nun würde ich diesen Lukas einmal anders finden: breit in der Wiese stehend, die Sense fest im Schwung und nichts anderes im Sinne als sein Heu. Und nun reißt er den Boden auf, zieht Gräben — baut ein kleines Kraftwerk —, hebt den Grund aus, legt den Felsen bloß, betoniert, kehrt das Unterste zuoberst, kurzum: verwandelt die Welt auch hier, wo sie seit Jahrhunderten stillsteht!"

„Oft ist mir bange um ihn!" sagte Agnes und hob das Glas. „Auf Ihr Wohl, Herr Goldiner! Seien Sie willkommen auf Fioll!"

Der Gast hob das Glas an die Lippen. Wie herb und männlich mundete der Wein. Etwas von der heißen Sonne dieses Berglandes lag darinnen.

„Ja", begann Goldiner und blickte um sich. „Der Bauer ist nicht mehr da, den hat der Tschoi genommen, aber Ihr seid den Söhnen geblieben. Eine Mutter kann viel, kann die wildesten Wetter wenden, gebe Gott, daß Ihr noch lange den Fioller Kindern auf dem Hof erhalten bleibt. Ich erinnere mich noch so gut, als wäre es gestern gewesen, als ich Lukas das erste Mal in Donawitz wiedersah. Da kam er mit einem Namen, der so gar nicht zu ihm paßte: Lukas! Das klingt, als käme der Mann schnurgerade aus der Bibel. Er arbeitet in der Hütte, in der Gießerei, beim Schmelzofen. Seine Vorbildung ist bescheiden: Ein anderer kommt mit Zeugnissen und Diplomen, er kommt mit Plänen und Ent-

würfen. Statt dem Chef der Personalabteilung seinen Bildungsgang zu schildern, erzählt er ihm von seinem Zweitaktmotor, den er schon als Knabe gebaut hat. Der habe ihn auf einen besonderen Einfall gebracht: man müßte das Benzingemisch nicht durch die Düsen ansaugen lassen, wie es gewöhnlich geschieht, meint er, einspritzen müsse man es, um damit eine höhere Wirkung zu erzielen, nämlich — doch das führt zu weit ab! Kurzum, er beginnt zu zeichnen. Der Personalchef, im Grunde selbst mehr Konstrukteur als Chef eines Amtes, das ihm im Grunde zuwider ist, fängt Feuer: „Sie sollten zu Maybach!" Lukas lächelt: „Ich bin in einer Schmiede groß geworden. Ich könnte nebenbei an meinem Motor weiterschaffen . . ." „Mensch, es gibt kein Nebenbei in unserem Betrieb", fährt ihn der andere an. „Was einer hier ist, das ist er ganz, oder er ist es gar nicht!" Dies wieder gefällt Lukas, dieses harte Entweder — Oder. Das Unbedingte zieht ihn immer an. So entschloß er sich für den Stahl. Er kam zu mir in die Gießerei!"

Goldiner trank den Rest aus dem Glase.

„Ist sicherlich im Etschland aufgewachsen?" fragte er.

Agnes nickte: „Fioller Ried!"

„Ich sah sogleich das Besondere, das in ihm steckte. Nicht, daß es ihm im Betriebe leicht gemacht worden wäre! Im Gegenteil! Er mußte, wie jeder andere, von Grund auf beginnen und die gröbste Arbeit tun. Doch, wenn tausend andere einen bestimmten Handgriff taten, ohne etwas daran zu finden, er fand sogleich, wie man ihn besser ansetzen, rascher ausführen, wie man Kraft sparen, schließlich, wie man überhaupt diesen Handgriff ersetzen könne. ‚Wir arbeiten noch immer zuviel mit den Händen", pflegte er zu sagen.

Ja, Frau Agnes, es gibt in der Technik zweierlei Menschen: Die einen, die aus Büchern lernen, die anderen, die es schon vorher in sich haben. Lukas gehört zu diesen. Er hat wenig Buchweisheit, aber die erstaunliche Begabung, sofort das Wesentliche herauszufinden. Es liegt, trotz seines eigenen Wortes, in seiner Hand. Er hat die praktische Hand, die so vielen fehlt!"

Agnes füllte das Glas von neuem.

„Kennen Sie den Erzberg? Nicht? Vielleicht brauchen wir Tiroler — ich bin aus Fulpmes im Stubai: Eispickel, Steigeisen, Stahl auf tirolierisch! — immer einen Berg, um das Letzte zu begreifen. Doch wenn uns dann dieses Äußerste, Höchste des Lebens in einem Berg erscheint, dann sind wir ihm verfallen ganz und gar solange wir leben. So ging es mir mit dem Erzberg. So etwas wie dieser Berg ist eben nur einmal in der Welt. Erz gibt es ja überall, sogar besseres. Aber der Erzberg ist doch etwas Besonderes. Jetzt, wo ich sagen soll, worin dieses Eigene liegt, bin ich in Verlegenheit . . ."

Da flog die Tür auf.

„Himmel, Höll und Teufel!" fluchte da einer. In grober Arbeitshose, das Hemd am Halse weit offen, die Ärmel aufgesteckt, die Hände frisch aus der Arbeit — Lukas! „Hab' ich doch recht gesehen! Goldiner, grüß' dich der Himmel, Freund!"

Er schlug dem andern die Faust vor die Brust, faßte ihn am Gürtel, drehte ihn herum, hob ihn auf, den ganzen, kräftigen Meister Goldiner. „Mutter, das ist er! Hast du ihn gut bewirtet? Wein! Ja, den mag er!"

Schallend lachte Lukas. Während er den Freund noch in seinen Armen hielt, drehte er rasch den Arm ein wenig, um auf das Handgelenk und nach der Uhr sehen zu können, „Nun, was ist los?" sagte er mit veränderter Stimme. Doch da dröhnten schon die Sprengschüsse vom Berg herab. Er zählte laut mit: „Eins, zwei, drei,vier . . .", hob Goldiner wieder in die Höhe und stellte ihn vorsichtig auf den Boden hin, „fünf, sechs" und setzte ihn in den Stuhl: „Sieben!"

„Wir sprengen oben am Tschoi", erklärte er kurz, „ich setze die Mauer direkt auf gewachsenen Porphyr. Porphyr ist etwas Wunderbares.Er gehört so zu unserem Lande wie der Wein und das Edelobst. Als Knabe habe ich ihn nicht verstanden. Er war mir zu düster, zu unheimlich, zu tot, schwer nur zu fassen, zu bearbeiten; denn drüben am Langkofel steht der Kalk, der helle, feste, griffsichere Kalk, der aus dem Wasser, aus dem Lebendigen also gewachsen ist. Doch jetzt, da ich für meine Mauer festen Grund suche, jetzt treffe ich den Porphyr, unberührt, wie er durch die Jahrbillionen auf uns gekommen ist, aus dem Feuer geboren, ein Urelement der Schöpfung! Herrlich, herrlich! Und nun sprenge ich ihn frei."

Er blickte auf die Mutter hin, merkte wohl, wie sie in ihrer geheimen Angst seinen Worten lauschte. War es ein Bauer, der so sprach, der künftige Fioller? „Das Mittagessen, Mutter! Die Küche ist eine Welt, die mir bisher vollkommen verschlossen blieb, Goldiner. Müßte ich ein Essen kochen, ich würde es konstruieren, aber die Mutter! Mein Lieber, wer einmal essen durfte, was sie gekocht hat, der weiß, wie die guten Dinge im Paradies schmecken. Ich spüre schon den Duft der Suppe mit den frischen Kräutern darin. So nach Glück und guten Menschen riecht es, wenn die Mutter kocht, und auf der ganzen Welt gibt es ganz gewiß keine Mutter, die besser kocht als die unsere!"

„Jetzt bist aber still! Söhne habe ich, die bald eigensinnig und störrisch wie Esel und bald überschwenglich und übermütig wie junge Pferde sind. Ich gehe schon in die Küche, denn ich sehe, du willst mit Herrn Goldiner allein sein." Lachend ging Agnes, und doch schien es Goldiner, als habe er in den guten Augen der Bäuerin einen Funken Sorge blitzen sehen.

Kaum, daß Agnes die Tür geschlossen hatte, faßte Lukas Goldiner an der Brust: „Goldiner, erzähl! Wie sieht es in Donawitz aus? Was macht dein Betrieb? Was ist's überhaupt in Österreich? Und die Arbeiter! — Wie denken sie?"

„Vorläufig streiken sie!" sagte Goldiner düster.

„Das dümmste, was sie tun können. Wie heißt das Gesetz unseres Zeitalters? Produzieren! Produzieren! Streik ist aber das Gegenteil! Streik ist etwas Negatives, ein Verhindern, ein Nicht-Tun! Ich aber bin für ein Tun. Und zwar: etwas so gründlich zu tun, daß man damit viel sicherer zu dem kommt, was man erreichen will, als mit jedem Streik. Die Macht zeigen? Sich selbst? Die eigene Ohnmacht zeigt man damit, denn das Erz ist eines, das Land, in dem der Berg steht, ist eines, das Werk ist eines. Warum also Streik?"

Goldiner nickte bloß und sah ihn mit seinen graublauen ausdrucksvollen Augen prüfend an. „Das solltest du den Arbeitern sagen, Lukas! Aber du bist hier. Ich verstehe es. Du hast eine Heimat, einen schönen, fast herrenmäßigen Ansitz."

„Heimat hat jeder, der arbeitet!" Aus seinem Wort klang Zorn.

„Du hast recht, Lukas", erwiderte Goldiner, „meine Heimat ist der Betrieb. Ich liebe ihn, wie du deinen Hof liebst!"

„Seit der Vater tot ist, begreife ich erst, was das heißt: einen Hof führen! Ich bin Bauer geworden. Du lächelst, Goldiner, leugne es nicht! Ich merke es wohl. Wollte ich doch gerade damals in Donawitz, als mich der Stahl ganz in seiner Gewalt hatte, dem Bauerwerden entfliehen! Doch dahinter liegt mehr, als ich zu jener Zeit ahnte. Unsere Zeit gehört der Technik, viel mehr, viel bedingungsloser, als die Menschen ahnen. Denke an unsere hitzigen Debatten in Graz! — Seit ich lebe, quält mich dieser Gegensatz: die Welt des Pfluges, die Welt der Maschine! Muß es ein Gegensatz sein? Da sind diese Höfe auf den Bergen, gute, schöne, stattliche Höfe, alt und ehrwürdig, gewiß. Die Arbeit läuft, Griff für Griff, Zug um Zug, wie sie lief, als Kaiser Rotbart lobesam . . .! Die Bauern tun, was sie in unserem Jahrhundert gar nicht mehr tun brauchten, sie schleppen, sie fronen, sie schinden sich, sie tun alles selbst, alles mit diesen ihren Händen. Der Nachbar schöpft die Erde aus der untersten Pflugfurche in die Buckltrage und trägt sie, Korb für Korb, Last für Last, wieder nach oben und schüttet sie an den Rain. Eine Rolle, Goldiner, ein Karren, nicht mehr — und die schwerste Arbeit ist leicht getan! Wie habe ich mit Anselm, meinem Bruder, darum gekämpft! Er ist das Urbild des Bauern, der jede Änderung haßt.

Die Maschine ist das Werk Luzifers, des Antichrist. Sie brachte die Unruhe, die Hast, den Lärm und die Arbeitslosigkeit, sagt er. Mein Vater ahnte wohl, wohin die Zeit drängte. Er nannte es: Für den Hof studieren! Ich will auf Fioll beweisen, daß auch der Bauernhof im Gebirge, der fernab des modernen Getriebes liegt, die Technik braucht, ja durch die Technik von allen Gefahren gerettet werden kann; denn es wird eine Zeit kommen, in der es nicht mehr notwendig sein wird, alle Tage den Rücken krumm zu biegen, sich die Trage mit Steinen vollzulasten und mit der Erde schwer den Hang emporzukeuchen."

„Ich verstehe, daß hier eine Aufgabe ist für dich, Lukas, daß du hier bleibst, obwohl ich mit der Absicht kam, dich von hier fortzuholen."

„In deinen Betrieb?"

„Ja, ich wüßte keinen, der besser an jene Stelle, an die ich denke, passen würde als du!"

„Welche Stelle, Goldiner?"

„Es hat keinen Sinn, davon zu sprechen. Es ist wichtig, daß du bleibst. Ich bin dein Freund und achte deinen Entschluß!"

„Gut, doch möchte ich wissen, welchen Auftrag du mir zugedacht hattest!"

„Weil du es wünschst: Erschrick nicht! Es ist die Stelle des zweiten Sekretärs unserer Gewerkschaft."

„Nein, mein Lieber!" sagte Lukas überlegend und ruhiger werdend, „wie verächtlich sprachst du einst von diesen — wie sagtest du? — erbärmlichen Knechten der Politik! Wie also kommst du auf eine solche Idee? In eine finstere Kanzlei sperrst du mich ein, von drei Sekretärinnen bewacht. Besuche empfangen, Konferenzen abhalten, Briefe diktieren, telephonieren, endlos, noch nachts vom Bett aus, mit dem Apparat im Arm schlafen! Das nennst du einen Auftrag für mich? Keinen Schraubstock läßt du mir, keine Maschinen, nichts, keine Arbeit am Erz oder Stahl? . . ." (Fortsetzung folgt)

Maria ist das erhabenste aller Geschöpfe, weil sie das demütigste war. „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn." Eine demütige Seele zieht Gottes Wohlgefallen auf sich herab.

Bursen für Priesterstudenten

Die Zeit vor Ostern ist die Zeit der Buße. Zwei Bußübungen sind seit frühestem Anfang schon in der Kirche geübt: Das Fasten und das Almosen geben. Fasten kann nicht jeder, Almosengeben kann aber doch fast jeder. Eines der schönsten Werke des Almosens ist die Unterstützung armer Priesterstudenten, die gerne Priester Gottes werden möchten. Nun ist die Zeit da, daß wir an unser Opfer für Gott denken müssen. Hier ist uns alle Gelegenheit geboten, etwas wirklich Segensreiches zu tun: Durch unser Almosen, geschenkt der Burse für Priesterstudenten, helfen wir dem Kandidaten so wie auch den Vielen, denen er einmal als Priester dienen wird.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,620.22
J. A. Stang, Macklin, Sask.	3.00
Mrs. M. Volk, Schuler, Alta.	2.00
Mrs. P. J. Hettler, Youngstown, Alta.	2.00
Ein Freund, Kakabeka Falls, Ont.	20.00
Mrs. Kath. Weber, Morden, Man.	1.00
Ein Leser, Barthel, Sask.	2.00
Mrs. Mary Britz, Marysburg, Sask.	5.00
Ein Leser, Tribune, Sask.	5.00
Xaver Guth, Salt Lake, Sask.	5.00
Mrs. A. Hauk, Prelate, Sask.	2.00
	$6,667.22

★

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,549.87
Mrs. Magd. Hager, Toronto, Ont.	4.00
G. Gottselig, Chamberlain, Sask.	2.00
Ein Leser, Deer Park, B. C.	2.00
	$1,557.87

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Maier muß ins Krankenhaus. Die Aufnahmeschwester erkundigt sich nach mitgebrachter Wäsche. Sie fragt: "Haben Sie Pyjamas?" — Kranker: "Pyjamas? Nein, ich glaube nicht, der Doktor meinte, es wäre Blindarmentzündung."

* * *

Ein alter Jungeselle ließ sich den Haushalt von seiner Schwester führen. Eines Tages rief er sie in sein Arbeitszimmer. — "Weißt du, Lucia" bellte er, "so kann ja kein Mensch arbeiten. Das Wichtigste hast du wieder weggeräumt . . ." — "Das Wichtigste? Aber du hast doch alles, was du brauchst: Papier, Tinte, Feder." — "Unsinn, Mädchen", knurrte der Dichter, "das Wichtigste fehlt: der Korkenzieher."

* * *

Im Verein der Hagestolze. Vorsitzender: "Ich muß Ihnen leider die traurige Mitteilung machen, meine Herren, daß unser gemeinsamer Freund Kringlein bei der Rettung einer ins Wasser gefallenen Dame selbst verunglückt ist." — "Tot?" — Nein — verlobt."

* * *

"Oskar, was würdest du tun, wenn du so viel Geld verdienen würdest, wie Rotschild?" — "Viel interessanter wäre, was Rotschild machen würde, wenn er so wenig verdiente wie ich."

Götzendienst: In der Schule spricht der Lehrer vom Götzendienst. Er will die Schüler auf den Götzen "Mammon" bringen und fragt: "Welchem Götzen huldigen denn leider so viele Menschen?" Ruft das Karlchen aus der hintersten Bank: "Dem Götzen von Berlichingen!"

* * *

Frau Pulverschleier kam zum Arzt und greinte: "A Mikräne hätt i, Herr Doktor!" — "So, so", lächelte der Arzt, "und woher haben sie die Migräne?" — "Aus'm Doktorbuch, wo ich mir kauft ha'. Wissen Sie, die anderen Krankheiten waren mir halt zu gefährlich!"

* * *

Ein Bundesabgeordneter hat sich beschwert, als er erfuhr, daß zum Transport der Akten in den großen Ministerien in Bonn 20 Transporthunde angeschafft werden sollen. Er meinte, dies sei Tierquälerei. Der Bundesabgeordnete zog aber seine Klage zurück, als er erfuhr, daß es sich nicht um lebende Hunde handelte, sondern um gummibereifte Karren, die nur Transporthunde genannt werden.

* * *

Deutsche Weinwunder: Ein amerikanischer Offizier bereiste in dienstlichem Auftrag die Rhein- und Moselgegend. Nachdem er mit seiner deutschen Begleitung kreuz und quer gefahren war und zahlreiche gute Tropfen verkostet hatte, meinte er: "Ihr Deutschen versteht wirklich etwas von Publicity. Alle eure Städte und Dörfer habt ihr nach einem berühmten Wein benannt."